Erinnerungen aus meinem Berufsleben



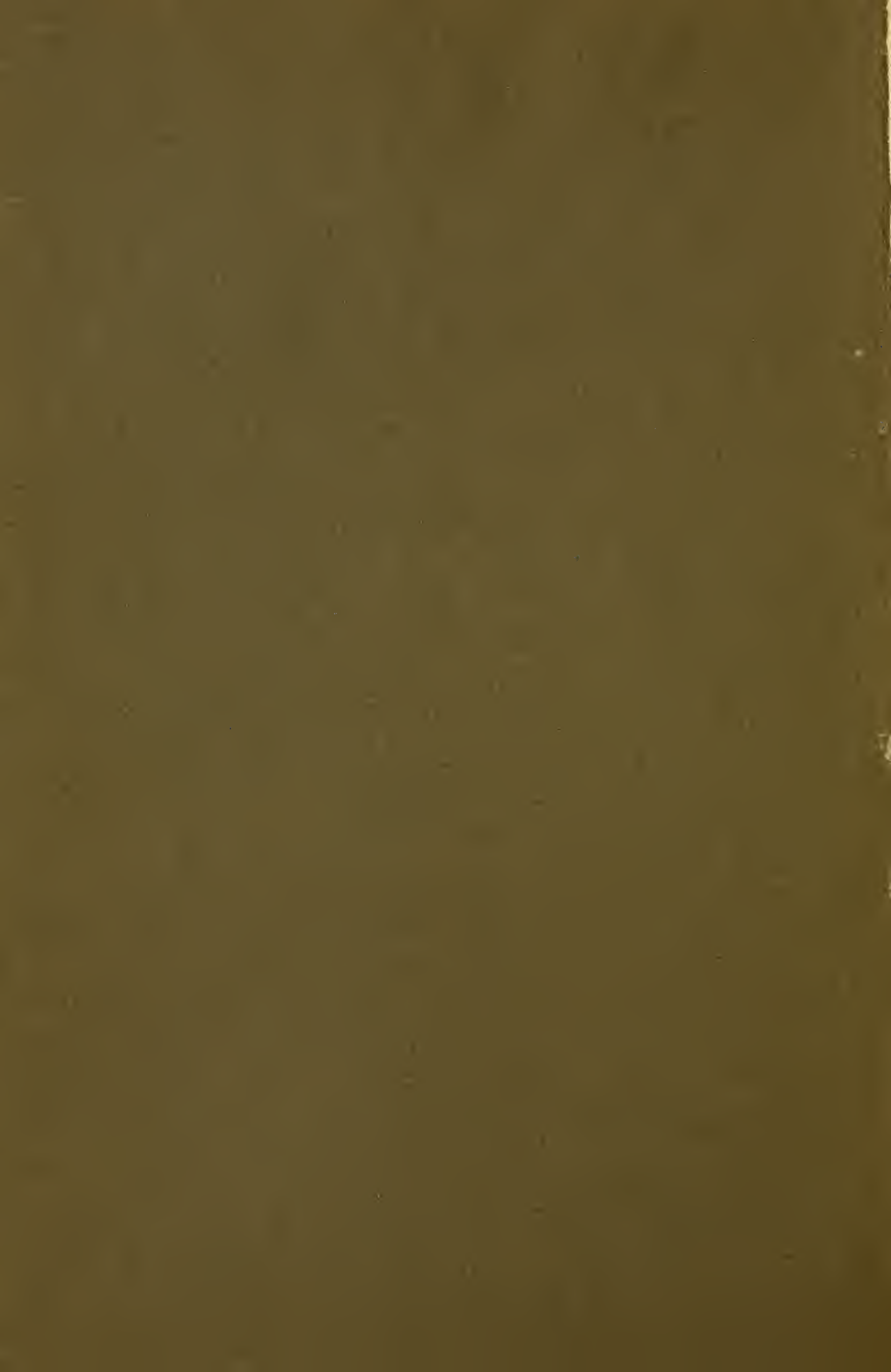
Von

Freiherrn von Loë
General-Feldmarschall



Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart





Erinnerungen aus meinem Berufsleben



Erinnerungen aus meinem Berufsleben

1849 bis 1867

von

Freiherrn v. Loë

General-Feldmarschall

Zweite Auflage



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1906

Das Werk war in den Jahrgängen 1901, 1902 u. 1905 der

„Deutschen Revue“

zuerst veröffentlicht worden, jedoch haben die ersten fünf Abschnitte eine völlige Umarbeitung sowie mannigfache Ergänzungen gefunden

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Inhalt

Vorwort

Seit 1899 erscheint zu Paris unter dem Titel „Histoire du second Empire par Pierre de la Gorce“ ein Werk, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Ich habe es mit einem Interesse gelesen, dessen Lebhaftigkeit sich aus dem Verlaufe meines Berufslebens erklärt. Dieses hat mich zu zwei verschiedenen Perioden des Kaiserreichs nach Paris geführt: das erstemal zur Zeit der Gründung, da ich während eines Jahres, von 1852 bis 1853, als junger Offizier des Zieten-Husarenregiments zur dortigen preußischen Gesandtschaft kommandiert war; das zweitemal als Militärattaché bei unsrer Botschaft, 1863 bis 1867. Zwischendurch war ich 1858 persönlicher Adjutant des Prinzregenten, 1861 Flügeladjutant geworden und befand mich daher bis 1863 mit geringen Unterbrechungen in der nächsten Umgebung des Mannes, an dessen Namen sich die Erhebung Preußens und die Schöpfung des Deutschen Reichs knüpft.

Beide sind geschichtlich untrennbar von der Napoleonischen Tragödie, dem Niedergange und Sturze des Zweiten Kaiserreichs, und beginnen mit der Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen. Bis nach dem preußisch-österreichischen Kriege und der Lösung des Luxemburger Konflikts vermochte ich somit den Werdegang Preußens und des Reichs von bevorzugter Stelle zu beobachten und die großen Männer am Werke zu sehen, denen Deutschland seine Einigung in erster Linie verdankt.

Das Studium des französischen Geschichtswerkes hat jene Zeiten mir wieder lebhaft in die Erinnerung zurückgerufen und mich veranlaßt, unter dem Titel „Erinnerungen aus meinem Berufsleben“ diejenigen meiner Erlebnisse aus damaliger Zeit zu veröffentlichen, die meines Erachtens ein allgemeineres Interesse bieten. Ich will für die Momente, Personen und Verhältnisse, die mir von Bedeutung scheinen, die Wahrnehmungen eines Augenzeugen geben und darf hoffen, zur Würdigung der in dieser großen Zeit im Vordergrunde stehenden bedeutenden Männer ein bescheidenes Teil beizutragen, auch hier und da Unrichtigkeiten und irrtümliche Auffassungen zu berichtigen, wie solche selbst den befähigtsten und gewissenhaftesten Geschichtschreibern nicht erspart bleiben.

Vierzig Jahre liegen zwischen heute und der Zeit, von der ich hauptsächlich erzählen will. Seitdem ich 1867 Paris verlassen, ist mein Leben

bis 1897 nicht allein durch die regelmäßigen Kommandostellungen vom Regimentskommandeur bis zum Oberkommandierenden in den Marken, sondern auch durch häufige Sendungen in das Ausland reichlich ausgefüllt worden. Ich habe keine Zeit gehabt, zur Unterstützung meines Gedächtnisses mir regelmäßig Aufzeichnungen zu machen. Dagegen befinden sich von meinen wichtigsten Berichten aus der Pariser Zeit 1863 bis 1867 Abschriften im Archiv des Generalstabes, die mir für meine Arbeit bereitwilligst zur Verfügung gestellt sind und eine sichere Grundlage liefern für die Schilderung meiner damaligen dienstlichen Tätigkeit.

Baden 1849/50. Olmütz

Am 20. Juni 1849 hatte das I. preußische Armeekorps unter Generalleutnant v. Hirschfeld,[1]) nach Unterdrückung des Aufstandes in der Pfalz, bei Germersheim den Rhein überschritten und nach den Gefechten bei Waghäusel und Wiesenthal am 22. die Gegend von Wiesloch an der Bergstraße erreicht.

In der Nacht zum 23. Juni war das II. preußische Armeekorps unter Generalleutnant Graf v. d. Groeben[2]) bei Ladenburg über den Neckar gegangen und hatte in der Frühe Heidelberg besetzt. Die einheitlichen Operationen der gesamten Armee unter Leitung des beim Korps Hirschfeld befindlichen Prinzen von Preußen sollten nunmehr beginnen.

Ich gehörte seit dem 16. Januar dieses Jahres dem Zieten-Husarenregiment[3]) an, das dem Korps Groeben zugeteilt war. In der Frühe des 23. Juni erhielt ich bei Ladenburg von meinem Regimentskommandeur Major Prinzen Alexander zu Solms-Braunfels den Auftrag, mit einem Zuge in südlicher Richtung auf Schwetzingen, dann östlich gegen die Bergstraße vorzugehen, um dort den Prinzen von Preußen aufzusuchen

---

[1]) General Moritz v. Hirschfeld, 1790 geboren, hatte bereits 1809 an dem Zuge des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels teilgenommen und bis 1815 in der englisch-deutschen Legion in Spanien gefochten. Nach Beendigung des badischen Feldzuges wurde er kommandierender General des VIII. Armeekorps in Koblenz, wo er 1859 starb. — Chef des Generalstabes des Korps Hirschfeld in Baden war Major v. Roon, der spätere Feldmarschall und große Kriegsminister.

[2]) Graf von der Groeben, 1788 geboren, hatte an dem Feldzuge 1806/1807, dann als Generalstabsoffizier an den Befreiungskriegen teilgenommen. Von 1848 bis 1853 kommandierte er das VII., bis 1858 das Gardekorps und starb achtundachtzigjährig im Jahre 1876. Er führte 1850 das in Hessen zusammengezogene preußische Armeekorps.

[3]) Zu Schloß Allner a. d. Sieg am 9. September 1828 geboren, genügte ich nach Erledigung der Gymnasialstudien auf der Ritterakademie zu Bedburg von Herbst 1845 bis Herbst 1846 dem einjährigen Dienst beim 5. Ulanenregiment in Düsseldorf und studierte dann drei Semester die Rechtswissenschaft an der Universität zu Bonn. Im April 1848 als Leutnant beim Schleswig-holsteinischen Dragonerregiment Nr. 2 angestellt, machte ich das Treffen bei Schleswig und das Gefecht von Hadersleben mit, nahm jedoch am 12. September nach Abschluß des Waffenstillstandes von Malmö meine Entlassung aus schleswig-holsteinischen Diensten.

sowie die Verbindung mit dem Korps Hirschfeld herzustellen, über dessen Marschrichtung Graf Groeben keine genauen Nachrichten besaß. An beiden Stellen sollte ich über die Lage beim II. Armeekorps berichten.

Gegen Sonnenaufgang sah ich bei Schwetzingen ein Lager von Insurgenten, die in Richtung der Bergstraße abzuziehen im Begriffe standen, und erfuhr demnächst vom Bürgermeister, den ich aus seiner Wohnung holen ließ, daß die Preußen von Germersheim aus anscheinend die Richtung Durlach-Karlsruhe eingeschlagen hätten, von woher vorgestern deutlich Kanonendonner zu hören gewesen sei.[1]) Ich entschloß mich daher, statt der befohlenen östlichen eine südliche Richtung einzuschlagen, und stieß auf dem Weiterritt nach Langenbrücken auf eine Abteilung des zum Korps Hirschfeld gehörenden 8. Ulanenregiments, wodurch die Verbindung hergestellt war. Wenig später traf ich den Prinzen von Preußen, der, von einem zahlreichen Stabe[2]) umgeben, auf dem Schloßhofe von Kißlau hielt. Er rief mich heran, nahm meine Meldung über die Lage beim Korps Groeben entgegen, dessen Uebergang über den Neckar ihn offensichtig erfreute, und befahl mir, für den Tag mich seinem Stabe anzuschließen. So machte ich das bald sich entspinnende Gefecht der Division Niesewand bei Ubstadt mit und wohnte der verunglückten Attacke der 1. Eskadron des 8. Ulanenregiments bei. Abends in das Hauptquartier Langenbrücken zurückgekehrt, wurde ich zur Tafel befohlen und ritt am späten Abend zu meinem Regiment zurück, nachdem sich der Prinz gegenüber dem Grafen Groeben, der gegen Schluß des Tages gleichfalls eingetroffen war, in sehr gnädiger Weise über die Ausführung meines Auftrages ausgesprochen hatte.

Das war das erstemal, daß mein gutes Glück mich mit dem hohen Herrn zusammenführte. Wenn ich annehme, daß es für meine fernere Laufbahn nicht ohne Bedeutung geblieben ist, so bestärkt mich in dieser Meinung der Umstand, daß während meines späteren nahen Dienstverhältnisses zum Prinzregenten und König dieser bei gelegentlicher Anwesenheit in der Gegend von Bruchsal es nie unterlassen hat, in obigem Sinne mich an den 23. Juni 1849 zu erinnern.

Kriegerische Lorbeeren zu erringen, war uns im weiteren Verlaufe des Feldzuges nicht vergönnt. Während das Korps Groeben Rastatt belagerte, wurde am 2. Juli das Zieten-Husarenregiment der Division v. Webern

---

[1]) Es waren die Gefechte von Waghäusel und Wiesenthal.

[2]) Dem Stabe gehörte unter andern der Hauptmann v. Goeben vom Generalstabe an, der spätere berühmte kommandierende General des VIII. Armeekorps.

des Korps Hirschfeld zugeteilt, das rheinaufwärts marschierend das badische Land von Insurgenten vollends zu säubern bestimmt war. Am 4. Juli hatten wir Ruhetag in Kehl. Hier empfing uns in besonders liebenswürdiger Weise der in Straßburg stehende junge französische Artilleriehauptmann v. Berckheim. Er entstammte einem alten elsässischen Adelsgeschlechte, das dem Kaiser Napoleon I. einen angesehenen Kavalleriedivisionskommandeur gegeben hatte. Unter seiner Führung besichtigten wir Stadt und Festung Straßburg, wobei wir viele unsrer bisherigen badischen Gegner antrafen, die sich auf französischen Boden geflüchtet hatten. Seitdem blieb er mir freundschaftlich verbunden und war später, während meiner dienstlichen Tätigkeit in Paris, für mich von größtem Wert.

Am 7. Juli übernahmen wir bei Riegel, am Fuße des Kaiserstuhls, etwa 700 Mann badischer Linientruppen, welche die Waffen gestreckt hatten und nach Karlsruhe abgeführt wurden. Das Oberkommando und Generalkommando rückten an diesem Tage in Freiburg ein.

Am 13. Juli erreichten wir die Gegend von Säckingen. Dem Korps war die Aufgabe zugefallen, durch eine Aufstellung längs des Rheins von Basel bis in die Nähe von Waldshut das Großherzogtum gegen Zuzüge aus der Schweiz zu sperren, wobei das Zieten-Husarenregiment auf die 2. und 4. Division verteilt war. Es trat jedoch bald den Rückmarsch an und erhielt die Garnisonen Offenburg, Baden-Baden, Bühl und Karlsruhe zugewiesen.

Mein Standort Baden-Baden bot viel des Interessanten und Abwechselnden. Eine kosmopolitische Gesellschaft fand sich hier während des Herbstes und Winters zusammen, namentlich zahlreiche Russen, Franzosen und Engländer, unter denen mir besonders Lord und Lady Loftus in Erinnerung geblieben sind, der spätere langjährige Vertreter Großbritanniens in Berlin. Auch der Prinz von Preußen als Oberkommandierender der Okkupationsarmee kam wiederholt aus seinem nahen Hauptquartier Karlsruhe herüber.

Als der Prinz am 15. September 1849 zum Militärgouverneur der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen, unter Beibehalt des Oberbefehls über das Okkupationskorps in Baden, mit dem Sitze in Koblenz ernannt war, trat an seine Stelle der Generalleutnant Freiherr Roth v. Schreckenstein.[1]) Einer unsrer hervorragendsten Generale, kaltblütig,

[1]) General v. Schreckenstein, zu Immendingen in Baden 1789 geboren, hatte 1812 den Krieg gegen Rußland, insbesondere die Schlacht an der Moskwa im

überlegt und entschlossen, war er aus der Geschichte des Jahres 1848, da die Kopflosigkeit in hohen Stellungen an der Tagesordnung war, in der Armee als eine ruhmvolle Ausnahme bekannt. Er genoß das besondere Vertrauen des Prinzen von Preußen, der ihn als seinen Nachfolger im Kommando über das Armeekorps in Baden vorgeschlagen hatte; er würde auch der erste Kriegsminister des Prinzregenten im Jahre 1858 geworden sein, wenn ihn nicht leider in demselben Frühjahr der Tod hinweggerafft hätte.

Unter seinem Kommando verblieben wir noch über ein Jahr im badischen Lande, während die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich sich stetig verschärfte. Die preußischen Unionsbestrebungen einerseits, das Drängen Oesterreichs auf Wiederherstellung des Bundestages anderseits führten infolge der hessischen Krisis am 6. November 1850 zur Mobilmachung der preußischen Armee, die im Vaterlande mit Begeisterung aufgenommen wurde. Ich verlebte die nun folgenden spannungsvollen Tage im Stabe des Generals v. Schreckenstein, dessen Ordonnanzoffizier ich mit Ausspruch der Mobilmachung geworden war. Voller Zuversicht sahen wir dem, wie uns schien, unvermeidlichen Entscheidungskampf entgegen; zur Behauptung unsrer Stellung und zum Eingreifen in die etwaigen großen Operationen waren alle Vorkehrungen mit Umsicht getroffen. General v. Schreckenstein hatte Offiziere seines Stabes nach Bregenz und Bayern gesandt und kannte genau die Minderwertigkeit der österreichischen und bayrischen Truppen. Das Armeekorps Legeditsch in Bregenz bestand zum großen Teil aus ungarischen, meist neueingestellten Honveds, deren Geist recht unzuverlässig zu sein schien. Bei den Bayern fiel überall die jahrelange Vernachlässigung ungünstig auf, unter der die Armee gelitten hatte. Solche Nachrichten bestärkten den General in seiner Zuversicht. Ein leuchtendes Vorbild für uns alle, verstand er es, seinen Truppen einen siegesgewissen Geist einzuflößen. „Die Feinde wägen — nicht zählen!" das war sein Wahlspruch, mit dem er uns zum Siege geführt hätte. An

---

Stabe der Königlich sächsischen Kavalleriebrigade mitgemacht, war aber nach der Schlacht bei Leipzig in preußische Dienste getreten und während des Feldzuges in den Niederlanden 1815 Rittmeister und Adjutant des kommandierenden Generals Freiherrn v. Thielmann (Gefecht bei Wavre). Aus seiner Stellung als Kommandeur der 15. Division wurde er Juni 1848 einige Monate Staats- und Kriegsminister und bald nach Beendigung seiner Tätigkeit in Baden kommandierender General des VII. Armeekorps zu Münster, wo er am 30. Mai 1858 starb.

Er war vermählt mit Gräfin Luise Hatzfeldt, einer Schwester meiner Mutter.

der Spitze solcher Truppen durfte er seinem Könige fortgesetzt versichern, daß er stark genug sei, sowohl Baden nebst Rastatt zu behaupten, als auch nach Umständen den in Vorarlberg versammelten Oesterreichern den Vormarsch durch Süddeutschland nach Hessen zu verwehren.

Doch der Tag von Olmütz machte alle Hoffnungen zunichte, und die im ganzen Vaterlande tief empfundene Kränkung wirkte wohl nirgends so niederschmetternd wie in unserm Armeekorps, insbesondere im Stabe des Generals v. Schreckenstein. Je größer bisher unsre Zuversicht, desto lebhafter jetzt der Schmerz. Als der General den Befehl erhielt, Baden einschließlich der Festung Rastatt zu räumen, da führte er seine Truppen in fester Haltung, den Groll über den unverdienten Rückzug in aller Herzen, über den Neckar, von wo ein Teil nach Hessen, ein Teil in die Friedensgarnisonen des betreffenden Armeekorps zurückmarschierte.

Es ist eine häufig behandelte Frage, ob der Vertrag von Olmütz politisch und militärisch zu vermeiden gewesen sei und wer für die mit ihm verbundene Demütigung Preußens verantwortlich gemacht werden müsse. Die Ansicht, daß die preußische Armee in ihrer damaligen Verfassung und Aufstellung dem österreichischen Heere und seinen Verbündeten nicht gewachsen gewesen sei, war damals maßgebend und findet auch heute noch gewichtige militärische Vertreter. Wenn ich dieser Ansicht nicht zustimmen kann, so vermag ich mich auf die obenberührte Ansicht eines so hervorragenden Generals wie des Generals v. Schreckenstein, ja auf die Autorität des Prinzen von Preußen zu berufen.

In den Tagen, als der General mit einem Teile der rheinischen Truppen Koblenz erreichte, wo der Stab des Generalkommandos aufgelöst wurde, kam der Prinz von Preußen von Berlin zurück und residierte mit seiner Familie im königlichen Schlosse. Er hatte in der Ministerberatung am 2. Dezember seinen Bedenken gegen die Ratifizierung des Olmützer Vertrages lebhaften Ausdruck gegeben, sich dann aber als loyaler Untertan der Entscheidung des Königs gefügt, auf seinen Posten als Generalgouverneur der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen zurückkehrend. Es war namentlich der Rückzug der unbesiegten Armee vor dem Feinde und ihre Abrüstung, die der Prinz bitter empfand. Eines Abends empfing er den General v. Schreckenstein im vertrauten Kreise und erzählte von den Vorgängen in Berlin. Seine Schilderung war ergreifend, wunderbar die Klarheit seines Urteils über die Lage, erhebend der Mut, den er bewahrt hatte, sein unerschütterliches Vertrauen in die Zukunft, sein Entschluß, die ganze Kraft auf die Armeereform, die er als unerläßlich

bezeichnete, zu verwenden. Seine Erfahrungen im badischen Feldzuge, seine Beobachtung der Mißstände, die bei der jüngsten Mobilmachung zutage getreten waren, hatten seinen Entschluß gereift. Wenngleich er die Schwierigkeiten des Krieges nicht verkannte, so stimmte er doch mit dem General v. Schreckenstein in der Ansicht überein, daß die preußische Armee trotz ihrer unvollkommenen Verfassung, dank ihrem Geiste, ihrer guten Erziehung, ihrer nationalen Ueberlegenheit über die nach harten inneren Kämpfen notdürftig zusammengeschmiedeten österreichischen Truppen, den mächtigen Feind zu besiegen alle Hoffnung gehabt habe. Aber der klare politische Blick des Prinzen erkannte, daß die Hauptbedenken gegen die Annahme des Kampfes nicht auf militärischem, sondern auf politischem Gebiete lagen. Selbst wenn die preußische Armee damals den von den Truppen niemals bezweifelten Sieg erfochten hätte, die Früchte des Sieges würden der Größe des Kampfes nicht entsprochen haben. Die inneren Verhältnisse hätten es verhindert, daß Preußen seine deutsche Aufgabe damals so vollständig erfüllte, wie es im Jahre 1866 dem König Wilhelm und seinem großen Minister gelungen ist. — Deshalb ist die Frage, wer für den Mißerfolg des Jahres 1850 verantwortlich ist, nach Recht und Billigkeit dahin zu beantworten, daß die Verhältnisse und nicht die Personen, die, durch die Lage gezwungen, den Vertrag abgeschlossen haben, die Schuld an Preußens Demütigung trugen.

Der damalige Ministerpräsident Freiherr v. Manteuffel, der mit dem Fürsten Schwarzenberg in Olmütz unterhandelte und am 29. November den Vertrag unterzeichnete, mußte damals vor den Zeitgenossen die Verantwortung für den Rückzug übernehmen. Aber die Geschichte hat später gerechterweise die Schwierigkeit der undankbaren Aufgabe anerkannt, welche die obwaltenden Verhältnisse dem im Jahre 1848 bewährten Staatsmann aufzwangen. Nachdem der Kriegsminister sich in dem Ministerrate am 23. November für den Rückzug ausgesprochen, war Manteuffel zu der Ueberzeugung berechtigt, daß die Niederlage der preußischen Armee unvermeidlich sei und daß seine Nachgiebigkeit in Olmütz die Rettung Preußens bedeute. Ob die Ueberzeugung des Ministers tatsächlich richtig war oder nicht, darüber hätte nur der Waffengang entscheiden können. Daß diese Entscheidung damals Preußen erspart worden, das ist ohne Rücksicht auf den etwaigen Sieg für unser Vaterland, wie wir heute einsehen, ein Glück gewesen.

Von den Offizieren, die im Jahre 1850 ohne Schwertstreich vor den Oesterreichern zurückweichen mußten und über die Demütigung im tiefsten

Herzen ergrimmt waren, ist einer nicht unbedeutenden Anzahl die Genugtuung zuteil geworden, auf dem Schlachtfelde von Königgrätz sich der Vergeltung zu erfreuen. Die Dankbarkeit gegen den großen König, der damals, im Vertrauen auf Preußens Zukunft, das Schwert schmiedete und die Schlachten gewann, die Bewunderung für den gewaltigen Minister, der durch seine Staatskunst nicht allein den Sieg vorbereitete, sondern auch die Früchte durch seine Tatkraft und Mäßigung zu ernten verstand, erfüllten nach dem böhmischen Feldzug die Armee und die Nation. — Nikolsburg hat die Erinnerung an Olmütz ausgelöscht.

Hatte der Prinz von Preußen 1850 bewiesen, daß er für die praktische Ausführung seiner Idee, Preußen an die Spitze eines fester zusammengeschlossenen Bundesstaates mit Ausschluß Oesterreichs zu bringen, den Krieg mit dem Kaiserstaate nicht scheute, so hatte er doch gleichzeitig eingesehen, daß die vortreffliche preußische Armee, um das brauchbare Werkzeug einer so kraftvollen Politik zu werden, einer Reorganisation bedürfe. Er begann daher sofort an dem Entwurfe der Heeresreform zu arbeiten, der die Grundlage für sein späteres großes Reorganisationswerk geworden ist. In der tiefen Demütigung zu Olmütz lag somit der Keim zu dem künftigen glänzenden Aufsteigen des preußischen Staates.

In Paris 1852/53. Napoleon III.

Im Februar 1852 trat ich mein einjähriges Kommando zur Gesandtschaft in Paris an,[1]) nachdem zwei Monate zuvor Prinz Louis Napoleon durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 sich zum Präsidenten der Republik auf Lebenszeit gemacht hatte.

Preußischer Gesandter war Graf Maximilian v. Hatzfeldt, damals erst achtunddreißig Jahre alt und bereits seit drei Jahren in seiner Stellung. Wenn auch kein genialer Mann, so war er doch ein pflichttreuer und scharfer Beobachter, bei dessen Ernennung auf den wichtigen Pariser Posten in so jugendlichem Alter seine verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu den vornehmsten Pariser Kreisen mitgesprochen haben mochten. Er war nämlich seit 1844 verheiratet mit Pauline de Castellane,[2]) Tochter des Generals Grafen de Castellane, der nach dem Sturze Napoleons I. sich den Bourbonen, nach der Februarrevolution sich der Partei des Prinzen Napoleon angeschlossen hatte und von diesem während meiner Anwesenheit in Paris zum Marschall ernannt wurde.

Erster Gesandtschaftssekretär war Graf Gustav Brandenburg, der jüngste der drei Söhne des Ministerpräsidenten von 1848, später lange Jahre Gesandter in Brüssel. Als Militärattaché gehörte Hauptmann v. Hanenfeldt der Gesandtschaft an, später Chef des Generalstabes des II. Armeekorps zu Stettin, zuletzt Kommandeur der 2. Division in Danzig.

Graf Hatzfeldt war mein Onkel, der Bruder meiner Mutter; er

---

[1]) Nach Auflösung des Generalkommandos des badischen Armeekorps zu Koblenz im Dezember 1850 war ich nach Kemberg zu meinem Regiment zurückgekehrt, das aber schon im Februar 1851 seine bisherigen Garnisonen mit Rathenow und Nauen vertauschte. Im November dieses Jahres von einem sechsmonatigen Remontekommando nach Ostpreußen zurückgekehrt, bot sich mir die Aussicht auf ein Kommando zur Gesandtschaft in Paris. Im Interesse meiner Ausbildung und meines weiteren Fortkommens griff ich um so mehr zu, als die Vorzüge von Paris im Vergleiche zu Nauen nicht zu verkennen waren.

[2]) Graf Hatzfeldt starb am 19. Januar 1859 während eines Urlaubs in Berlin, wohin er zur Auskunftserteilung über die politische Lage, insbesondere die zwischen Frankreich und Oesterreich entstandene Spannung, berufen war. — Die verwitwete Gräfin heiratete 1861 in zweiter Ehe den erst 1898 verstorbenen Duc Louis de Talleyrand, Herzog zu Sagan.

räumte mir daher eine Wohnung in dem Hotel der Gesandtschaft ein. Die Bestimmung meiner dienstlichen Tätigkeit war ihm überlassen, so daß ich teils bei Erledigung laufender Geschäfte, teils zur Anfertigung besonderer schriftlicher Arbeiten verwendet, zuweilen auch mit Aufträgen betraut wurde, die mich mit den verschiedensten Persönlichkeiten in Berührung brachten. Meine Beschäftigung war somit keine selbständige, aber sie gestattete mir doch einen Blick in alle politischen Verhältnisse und brachte mich in die Nähe aller einflußreichen Persönlichkeiten. Daß hierbei mein nahes verwandtschaftliches Verhältnis zum Gesandten von besonderer Bedeutung war, liegt in der Natur der Sache.

Die amtliche Stellung meines Onkels sowie die durch seine Heirat entstandenen verwandtschaftlichen Beziehungen wiesen ihn in erster Linie auf die bonapartistischen Kreise, in die er auch mich zunächst einführte; doch eröffnete er mir auch den Zutritt in die Hotels des alten legitimistischen Adels des Faubourg St. Germain, der sich vom Elysée wie später von den Tuilerien fernhielt.

Zur Zeit meines Eintreffens in Paris stand Frankreich noch unter der unbeschränkten Diktatur des Prinzpräsidenten. Die neue Staatsverfassung war zwar am 14. Januar von diesem unterzeichnet, doch hatten die Ernennungen beziehungsweise Wahlen zum Staatsrat (conseil d'Etat), Senat (sénat) und gesetzgebenden Körper (corps législatif) noch nicht stattgefunden, und die Zeit bis zum Zusammentritt dieser Körperschaften, der erst am 29. März stattfand, wurde gesetzgeberisch auf das gründlichste ausgenutzt. Louis Napoleon wollte in seinem Musterstaate eine starke Regierungsgewalt auf breitester demokratischer Grundlage errichten und ohne praktische Erfahrung den Versuch machen, seine in langjähriger Einsamkeit ersonnenen Theorien zu verwirklichen. So folgten dem Dekret gegen die Familie Orleans die Knebelung der Presse, die Stärkung der Stellung der Präfekten, die Verfügungen zur Vervollständigung des Eisenbahnnetzes, Maßregeln gegen die Republikaner und Sozialisten sowie eine Reihe andrer einschneidender Verordnungen.

So bedeutungsvoll sie für das Land sein mochten, sie lenkten damals in Paris die Aufmerksamkeit weniger auf sich als die Fülle von Gnadenerweisen, Belohnungen und Beförderungen, die das von Natur gutherzige und dankbare Staatsoberhaupt nach allen Seiten reichlich ausstreute, sowie die Wiederherstellung des höfischen Glanzes des ersten Kaiserreichs, der so seltsam und grell abstach gegen die Einfachheit des Bürgerkönigs Louis Philipp. Daran schloß sich eine ununterbrochene Reihe der glänzendsten

Feste, Empfänge, Paraden und Bälle, wie man solche seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Als ein besonders großartiges Schauspiel ist mir die Verleihung der Adler an die Regimenter in Erinnerung geblieben, die im Mai auf dem Marsfelde stattfand. Ein glanzvoller Ball in den Tuilerien schloß sich an, wo mehrere tausend Menschen vor dem Präsidenten defilierten.

Im September trat dieser eine mehrwöchige Reise in die Provinzen an, deren Verlauf und Ergebnisse keinen Zweifel mehr übrigließen weder an der Absicht des Prinzen, das Kaisertum wiederherzustellen, noch an dem Einverständnis der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung. Am Jahrestage des Staatsstreichs, dem 2. Dezember 1852, hielt denn auch Napoleon III. als Kaiser seinen feierlichen Einzug in Paris und verlegte nunmehr seine Residenz aus dem Elysée in den Königspalast der Tuilerien. Wiederum ergoß sich aus den freigebigen Händen des neuen Herrn eine Fülle von Belohnungen auf die Häupter seiner Getreuen; neben den Generalen St. Arnaud und Magnan erhielt der Schwiegervater meines Onkels, des Grafen Hatzfeldt, Graf Castellane, damals Chef der Armee von Lyon, seine Ernennung zum Marschall von Frankreich.

Seit Wiederherstellung des erblichen Kaiserreichs wurde Frankreich, besonders aber die Pariser Gesellschaft durch die Frage einer vom ganzen Lande gewünschten Vermählung des Kaisers in Atem gehalten. Man hatte wahrgenommen, daß eine junge Spanierin, Eugenia de Montijo, damals sechsundzwanzig Jahre alt, seine Aufmerksamkeit in immer steigendem Maße auf sich gezogen und sich der mannigfachsten Aufmerksamkeiten und offenbarer warmer Zuneigung zu erfreuen hatte. Am 22. Januar 1853 kündigte der Kaiser den staatlichen Körperschaften seine bevorstehende Vermählung an, die am 30. in der Notre-Dame-Kirche erfolgte. Alle Würdenträger des Staates, Offiziere und Beamte, sowie die Vertreter der auswärtigen Mächte wohnten der feierlichen Zeremonie bei, und als die Neuvermählten die Kathedrale verließen, um den Tuilerien zuzufahren, war alles über die blendende Schönheit der jungen Kaiserin entzückt.

Ich hatte sie seit Antritt meines Kommandos wiederholt in der Pariser Gesellschaft getroffen, war auch einmal während eines Diners ihr Tischnachbar gewesen und hatte, abgesehen von ihrer unbezweifelten Schönheit und der Grazie ihrer Erscheinung, auch den günstigsten Eindruck von ihrer Liebenswürdigkeit, Güte und weiblichen Warmherzigkeit empfangen. Während meiner zweiten Anwesenheit in Paris, 1863 bis 1867, besuchte ich fleißig ihre Montagsempfangsabende in den Tuilerien. Wenn auch in diesen späteren Jahren ein starker Eigenwille sowie die Gewohnheit, sich in die

Staatsgeschäfte zu mischen, wiederholt hervorgetreten war, so darf ich doch hier bemerken, daß sowohl mein Onkel Graf Hatzfeldt wie der Botschafter Graf Goltz, der zu den Vertrauten der Kaiserin sich zählen konnte, nie aufgehört haben, ihr eine warme und aufrichtige Verehrung zu widmen. Ob und in welchem Maße sie durch ihre kirchliche Richtung und ihre Stellungnahme zur römischen Frage, die für das Kaiserreich so verhängnisvoll wurde, sowie zu der Einleitung des deutsch-französischen Krieges die Politik des Kaisers ungünstig beeinflußt hat, mag hier unerörtert bleiben.

Für den Geschichtschreiber jener Zeit liegt die Hauptschwierigkeit in dem für Anhänger und Gegner gleich unfaßbaren Charakterbilde des merkwürdigen Mannes, der seiner Regierung während achtzehn Jahren den Stempel seiner rätselhaften Persönlichkeit aufgedrückt hat. Gewiß ist die französische Nation berechtigt, Napoleon III., nachdem er durch einen Gewaltstreich die Herrschaft an sich gerissen und von ihr diese langen Jahre hindurch einen unumschränkten Gebrauch gemacht, für Frankreichs Unglück die Verantwortlichkeit aufzubürden, aber sie darf gerechterweise nicht vergessen, daß sie durch ihren Chauvinismus einen mächtigen Einfluß auf die Entschlüsse des Kaisers ausgeübt, und daß das französische Volk für die unheilvollen Folgen kaiserlicher Politik mitverantwortlich ist. Diese Ansicht drängt sich ganz besonders denen auf, die, wie ich, jahrelang den Vorzug seines persönlichen Verkehrs genossen haben.

Die wirklich großen Eigenschaften, die der Kaeser zweifellos besaß, sind selten erkannt worden und selten in das rechte Licht getreten, weil es vor allem Gemütseigenschaften waren, die nur seiner persönlichen näheren Umgebung voll erkennbar wurden. Dagegen lieh ihm das allgemeine Urteil eine Zeitlang Fähigkeiten, die er niemals besaß. Seine äußerlich glänzenden Erfolge waren weit mehr ein Geschenk der Unfähigkeit seiner Gegner und der Gunst des Schicksals als ein Ergebnis seiner tief angelegten und zäh verfolgten Pläne. Er war vor allem ein spekulativer Kopf, voll von Projekten und großer Konzeptionen fähig. Um aber seine Ideen, die von ihm angestrebten Lösungen politischer und sozialer Probleme praktisch zur Geltung zu bringen, dazu fehlte ihm die Entschlossenheit, die Tatkraft, die Zähigkeit, kurz der Charakter. Diese letzteren Eigenschaften hat er nie besessen, selbst nicht zur Zeit des Staatsstreichs, als ganz Europa sie ihm in hohem Grade zuerkannte. Damals hatte die parlamentarisch-republikanische Form der Regierung die Langeweile und Abneigung der Nation erregt; dem Präsidenten, der die Hand an den morschen Bau legte, fiel die Reichskrone wie eine reife Frucht in den Schoß, der Widerspruch der Gegen-

parteien blieb nur auf der Oberfläche. Damals Nutzen ziehend aus einer gewissen Verschwörergewohnheit und -gewandtheit, die einer der hervortretendsten Charakterzüge des alten Karbonari war, konspirierte er auf dem Throne weiter — gegen sein Volk, gegen die Minister, gegen andre Nationen, immer geneigt zu heimlicher Diplomatie hinter dem Rücken seiner verantwortlichen Ratgeber. Drängte ihn die Reife oder die Entwicklung seiner heimlich gesponnenen Pläne, aus dem Dunkel hervorzutreten, den Widerstand zu brechen und die Tat folgen zu lassen, dann ließ er sehr oft die Sache fallen in einem Stadium, in dem er sich der Lage nicht mehr gewachsen fühlte. Im großen Publikum ist dieser Charaktereigentümlichkeit des Kaisers bei Beurteilung seiner Politik niemals genügend Rechnung getragen worden. Als sich in seinen späteren Regierungsjahren das Schicksal gegen ihn wandte, da suchte das öffentliche Urteil den Grund seiner Mißerfolge ausschließlich in einer durch seine Lebensweise und das Alter hervorgerufenen Abstumpfung. Allerdings war der Kaiser eine sinnliche, genußsüchtige, träge Natur, seine Lebensführung und das vorschreitende Alter hatten die Entschlußfähigkeit gemindert, und immer weniger vermochte er seiner Umgebung direkt zu widerstehen, weder der Kaiserin, wenn sie ihn politisch zu beeinflussen versuchte, noch den Ministern und Generalen, die schnelle Entschlüsse von ihm forderten, noch andern Personen, die oft aus eigennützigen Gründen sich an ihn herandrängten.

Unvergessen in aller Erinnerung sind die Gutmütigkeit, das humane Wesen und die persönliche Liebenswürdigkeit, die hervorragende Eigenschaften des Kaisers waren.

Er half gern, wo er konnte, und war der Freund seiner Freunde. Er spendete Wohltaten häufig über seine Kräfte, über das Verdienst, ja über die Würdigkeit der Empfänger hinaus. Für erlittene persönliche Kränkungen hatte er kein Gedächtnis, leider auch nicht für die Fehler derjenigen Personen, die sich seines Vertrauens unwert gezeigt hatten. Seine weitgehende Nachsicht ist ihm vielfach als Charakterschwäche, als Mangel an strengem moralischen Gefühl ausgelegt worden. Letztgenannter Punkt war für seine Gegner eine um so bequemere Handhabe für ihre Angriffe, als sein eignes Leben bezüglich strenger Sittlichkeit nicht tadellos war, wohl eine Folge der schlechten Gesellschaft, in der er seit frühester Jugend gelebt hatte. Die ersten Erfordernisse für einen Selbstherrscher, Stärke des Willens und unermüdliche Arbeitskraft, waren bei ihm nicht gleichwertig mit der geistigen Begabung. Eine Auffassung des Dienstes, wie sie den Hohenzollern eigen, war ihm fremd; die mit den Jahren und den Fortschritten seiner Krank-

heit zunehmende Charakterschwäche und Unentschlossenheit verursachten die Schwankungen seiner Staatskunst und machten es selbst seinen vertrautesten, treuesten und bestbefähigten Gehilfen unmöglich, die gehorsamen Werkzeuge des kaiserlichen Willens zu sein, weil sein Wille in den Augenblicken entscheidender Krisen am wenigsten erkennbar war.

Die nationalen Eigenschaften seines Volkes richtig erkennend, benutzte er sein schauspielerisches Talent, um seinen oft genialen Regierungsmaßregeln einen den Parisern gefälligen theatralischen Anstrich zu geben.

Dem Gründer des zweiten Kaiserreichs ist ein ungewöhnliches Maß von Begabung zur Beherrschung Frankreichs nicht abzusprechen. Mittels eines Gewaltstreiches zur Herrschaft gelangt, entschädigte er das Land durch zunehmenden Wohlstand und durch die Wiederherstellung äußeren Glanzes für den Verlust politischer Freiheit.

Sowohl auf nationalökonomischem wie auf politischem Gebiete entwickelte er einen Ideenreichtum, dessen unversiegbare Quelle seine träumerische Natur war. Je mehr mit der Zeit die Willenskraft schwand, um so mehr trat bei seinen Würdenträgern an Stelle des Vertrauens auf die kaiserliche Herrschaft eine bedenkliche Unsicherheit, und in der Nation griff eine Unruhe und Unzufriedenheit um sich, die das Fundament der Dynastie untergrub. Der Zusammenbruch war unvermeidlich, sobald Kaiser Napoleon durch das Scheitern aller seiner Pläne zum Kampfe mit einer Macht gezwungen wurde, deren unwiderstehlichem Anpralle das morsche Gebäude veralteter Staatskunst und überlebter Wehrverfassung nicht mehr zu widerstehen vermochte.

Das zweite Kaiserreich begrub unter seinen Trümmern das Herrschergeschlecht und für lange Zeit Frankreichs Machtstellung. Das tragische Ende des Reiches bei Sedan wurde durch die langjährigen Fehler und Schwächen des Herrschers herbeigeführt und war wohlverdient — aber ungerecht und unverdient ist der Vorwurf persönlicher Feigheit, die die Masse seiner erbitterten Landsleute in dem schmachvollen Worte „capitulard“ zusammenfaßt. Wir haben französische, mir nahe befreundete Offiziere aus eigner Anschauung bestätigt, daß der Kaiser sich während der Schlacht inmitten seiner Truppen dem stärksten Feuer ausgesetzt hat. Es ist bekannt, daß er den Tod suchte; aber der Tod hat auf dem Schlachtfelde seine Launen. Nicht immer zeigt er sich denen willfährig, die ihn suchen. Was aber den Befehl des Kaisers anbetrifft, in Sedan die weiße Flagge aufzuziehen, so war er ein Akt der Menschlichkeit, der den Herrscher ehrt.

Nachdem der Rückzug auf Mézières durch den Fehler des Ober-

kommandos versäumt, nachdem der kühne Reiterangriff des Generals de Gallifet — des für alle Armeen vorbildlichen Kavallerieführers — an dem wohlgezielten Feuer der kaltblütigen preußischen Infanterie zerschellt, nachdem der Durchbruch über Bazeilles gescheitert war, befand sich die Armee in dem Feuerkreise der deutschen Artillerie eingeschlossen. Es blieb ihr in ihrer Verfassung, da alle Bande der Disziplin aufgelöst waren, nichts übrig, als sich wehrlos niederschießen zu lassen. Diesem Schlachten hat Kaiser Napoleon vorgebeugt. König Wilhelm, der beste Richter über Soldatenehre, hat den besiegten Gegner achtungsvoll behandelt, ein Akt, der jene Schmähungen reichlich aufwiegt.

Ein Menschenalter ist seitdem verstrichen. Dem Vater ist der kaiserliche Prinz, ein hoffnungsvoller Jüngling, in das Grab gefolgt. Die vereinsamte Mutter trägt mit Würde ihr herbes Geschick. Von den Männern des zweiten Kaiserreichs, den einstigen Stützen der Dynastie, sind nur noch wenige am Leben. Nach menschlicher Schätzung scheint in Frankreich die Aussicht auf eine dritte Wiederherstellung der Napoleonischen Macht verschwunden zu sein.

An die Stelle des früheren Hasses ist bei der Mehrzahl der jetzigen Generation Gleichgültigkeit getreten, durch die weitverbreitete Ueberzeugung hervorgerufen, daß der Bonapartismus der Zukunft Frankreichs nicht mehr gefährlich werden kann.

Wenn in einzelnen Kreisen Anhänglichkeit an die wenigen Nachkommen der Familie, Hoffnung auf ihre Wiederkehr wahrnehmbar ist, wenn namentlich die Legenden des ersten Napoleon im Volksmunde, in der Literatur und auf der Bühne fortleben, so erklärt sich die erstgenannte Erscheinung meistens durch persönliche Beziehungen, während der altnapoleonische Kultus durch die Vorliebe der Franzosen für das Wunderbare gepflegt wird.

*

Kaiser Napoleon hatte seiner Regierung auf dem inneren Gebiete ein doppeltes Ziel gesetzt, die Gründung einer starken Staatsgewalt, die jeden politischen Widerstand mit eiserner Hand niederdrückte, daneben die Förderung des materiellen Fortschritts, des Nationalreichtums, eines glänzenden Wohlstandes in allen Klassen der Bevölkerung.

Die Mittel, die die Regierung für den letztgenannten Zweck auf allen Gebieten der Technik und Industrie anwandte, die großartige Entwicklung der Eisenbahnen und der Schiffahrt, die Ausdehnung des Telegraphennetzes, die Gründung der Kreditinstitute, kurz die Erfindungen jeder Art, die die Regierung zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes benutzte,

waren bewundernswürdig und erfolgreich; dabei brachte sie es durch ihren Einfluß zustande, der Mittelpunkt aller dieser von ihr hervorgerufenen Unternehmungen zu bleiben. Sie übernahm in dem neuen Napoleonischen Musterstaate die Rolle der Vorsehung, indem sie in der Bevölkerung die Bereitwilligkeit, auf ihre Ideen einzugehen, reich belohnte, für Unfügsamkeit Vergeltung übte.

Die Verfassung, die Frankreich nach dem Staatsstreiche aus der Hand des Kaisers erhielt, schaffte die frühere politische Freiheit der Nation größtenteils ab. Sie setzte an die Stelle der Freiheit Ruhe und Ordnung, äußere Gesetzlichkeit und freie Bewegung in Handel und Wandel, Luxus, Wohlstand und materielle Verbesserung des täglichen Lebens.

Dazu traten die glänzenden Erfolge auf dem Gebiete der äußeren Politik, die führende Stellung Frankreichs in Europa, die ruhmvollen Siege der Armee, die vielfachen Gelegenheiten leichten Geldgewinns, hervorgerufen teils durch mannigfache Spekulationswerte, die wie die Pilze aus der Erde schossen, teils durch die maßlose Pracht, die vor allem der kaiserliche Hof entfaltete.

Mit dem äußeren Glanze hielt die Verschönerung von Paris und seiner Umgebung, das Aufblühen der Theater, die Zunahme der Vergnügungen und die Steigerung aller Lebensgenüsse gleichen Schritt.

Der Höhepunkt des Napoleonischen Glanzes war die Zeit der Weltausstellung im Jahre 1855.

Wer von den wenigen noch lebenden Augenzeugen der Entstehung des zweiten Kaiserreichs und dem tollen Schwindel beigewohnt hat, in den die berauschte Pariser Bevölkerung hineingerissen wurde, der glaubt heute ein Zaubermärchen zu träumen, wenn er sich seiner damaligen Erlebnisse erinnert.

Die Zeitgenossen wurden damals durch den genialen Schein mancher Regierungsmaßregeln geblendet, aber die Sucht, auf allen Gebieten des Staatswesens ohne Unterlaß zu experimentieren, war von Anfang bis zu Ende der charakteristische Zug des autokratischen Regiments. Der Mangel an Stetigkeit in der Regierung kennzeichnet jede Epoche, erklärt den ununterbrochenen jähen Wechsel zwischen glänzenden Triumphen und ängstlichen Verlegenheiten, bis letztere die Oberhand gewannen und den Untergang herbeiführten. Zweimal in verschiedenen Zeitabschnitten Augenzeuge der Regierung, habe ich jedesmal den Eindruck gehabt, mich in einem Zauberstück mit schnell wechselnden Bildern zu befinden. Der letzte Akt des Napoleonischen Stückes, der sich vor meinen Augen abspielte, war tief

tragischer Natur. Es war die Waffenstreckung der tapferen Metzer Armee am 27. Oktober 1870. Als die braven Regimenter, die ein besseres Schicksal verdient hatten, ohne Waffen, aber meist in soldatischer Haltung an uns vorüberzogen, da erinnerte ich mich der glänzenden Paraden in Paris, der militärischen Schauspiele in Châlons, denen ich wenige Jahre zuvor beigewohnt hatte. Und doch waren für ein scharfblickendes Auge schon damals unter der glänzenden Außenseite die Zeichen abnehmender Kriegstüchtigkeit bemerkbar.

Wenngleich während meines ersten Pariser Kommandos das Studium der französischen Armee Sache des der Gesandtschaft beigegebenen Militärattachés war, so ist es doch selbstverständlich, daß auch mich diese militärischen Dinge lebhaft beschäftigten. Die großen Mängel der Organisation konnten schon damals unmöglich übersehen werden. Sie waren in erster Linie begründet in dem Rekrutierungsgesetz von 1832 und der Stellvertretung; der Kaiser behielt sie bei aus einem innerpolitischen Grunde, der unbedingten Zuverlässigkeit einer Prätorianerarmee gegen die Revolution. Er tat es um so eher, als in der Nation der Widerwille gegen die allgemeine Wehrpflicht überwog, die das Vorrecht der Reichen, sich von der Blutsteuer auf Kosten der ärmeren Klassen loszukaufen, beseitigt hätte. Damit hing zusammen der Beibehalt der alten Soldaten, die geringe jährliche Rekruteneinstellung, der Mangel an ausgebildeten Kriegsreserven, der ewige Garnisonwechsel, die fehlende ständige Gliederung der Armee in Armeekorps und Divisionen. Vor allem fehlte die allgemeine Wehrpflicht, die Wurzel der kriegerischen Stärke einer jeden Nation.

Als ich im Frühjahr 1863 nach zehnjähriger Zwischenzeit zum zweiten Male nach Paris übersiedelte, um nunmehr in verantwortlicher Stellung mich dem Studium der französischen Armee zu widmen, fand ich diese Zustände im wesentlichen unverändert, so sehr inzwischen das Kriegsministerium in zwei großen Kriegen Gelegenheit gehabt hatte, an der Hand der Erfahrung die Stärken und Schwächen der Heereseinrichtungen zu prüfen. Ich komme bei der Schilderung meiner Tätigkeit als Militärattaché auf diese Dinge zurück.

Bald nach den Vermählungsfeierlichkeiten, denen eine ununterbrochene Reihe der glänzendsten Feste folgte, kehrte ich nach Ablauf meines Kommandos in das Vaterland zurück.

Adjutant beim Militärgouvernement der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen 1858

Am 9. Januar 1858 wurde ich als Adjutant zum Militärgouvernement der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen kommandiert,[1]) dessen Sitz nach der Uebersiedlung des Prinzen von Preußen von Koblenz nach Berlin gleichfalls hierhin verlegt worden war. Damit trat ich dauernd in die militärische Umgebung des Prinzen ein und wurde, wenn auch vorläufig in untergeordneter Stellung, Augenzeuge der gesamten politischen Entwicklung, die sich demnächst in unserm Staatswesen vollzog. Die Gestalt des Prinzen und späteren Königs und Kaisers befindet sich von jetzt ab im Mittelpunkte dieser „Erinnerungen"; alles übrige geht von ihm aus und kehrt zu ihm zurück.

Damals, als der Prinz am 24. Oktober 1857 die Stellvertretung des erkrankten königlichen Bruders unter Beibehaltung des Ministeriums zu übernehmen genötigt war, entsprach Preußens Stellung in Deutschland und Europa weder seinen augenblicklichen Machtverhältnissen, noch seiner geschichtlichen Entwicklung, noch der Zukunftsaufgabe, zu deren Erfüllung der Staat Friedrichs des Großen durch die Größe seiner Herrscher und die Kraft seiner Volksstämme berufen war. Die Beziehungen zu den Großmächten, namentlich zu Oesterreich, sowie zu den deutschen Mittelstaaten hatten sich in einer Weise gestaltet, die dem Prinzen von Preußen die Lösung seiner Aufgabe auf dem Gebiete der auswärtigen Politik in hohem Grade erschwerte.

Der Vertrag von Olmütz hatte Oesterreich, nachdem es durch die russische Hilfe in Ungarn vom Untergange gerettet worden, das Ueber-

---

[1]) Im Februar 1853 von Paris zum Regiment zurückgekehrt, tat ich bis zum Herbst dieses Jahres praktischen Dienst in Nauen, wurde dann auf ein Jahr, bis Oktober 1854, als Adjutant zur Reitschule nach Schwedt und im Februar 1855, nach nochmaliger fünfmonatiger Dienstleistung beim Regiment, als Adjutant zur 3. Division nach Stettin kommandiert. Ihr Kommandeur, Generalleutnant Karl v. Hirschfeld, ein jüngerer Bruder des früher erwähnten Generals gleichen Namens, erfreute sich seit den Märztagen 1848, die er als Kommandeur der 1. Garde-Infanteriebrigade und Kommandant von Potsdam durchlebte, der besonderen Wertschätzung des Prinzen von Preußen. Doch schon nach kaum einem halben Jahre, am 1. Oktober 1855, wurde ich zur Kriegsakademie einberufen, deren Direktor damals der als Kriegshistoriker hervorragende General v. Höpfner war.

gewicht über das tief gedemütigte Preußen im wiedererstandenen Frankfurter Bundestage zurückgegeben. Unterstützt von den Mittelstaaten, würde Oesterreich von seiner Uebermacht Preußen gegenüber in den nächstfolgenden Jahren einen noch rücksichtsloseren Gebrauch gemacht haben, wenn nicht der neuernannte preußische Bundestagsgesandte dem österreichischen Uebermut eine feste Schranke gezogen hätte. Am 29. August 1851 auf diesen Posten berufen, war Herr v. Bismarck-Schönhausen bis dahin ein Anhänger des Bündnisses mit Oesterreich und damit ein Vertreter der Olmützer Politik gewesen. Aber in Frankfurt erkannte sein Scharfblick bald, daß unter den damaligen Verhältnissen Preußen auf den Kampf mit Oesterreich um die Oberherrschaft in Deutschland sich einrichten müsse. Diese Ueberzeugung vermittelte die Annäherung zwischen ihm und dem Prinzen von Preußen, der zur Zeit des Olmützer Vertrages einen andern Standpunkt eingenommen hatte. Sie war der Ausgangspunkt für die spätere Politik des leitenden Ministers, der in voller Uebereinstimmung mit seinem Könige Oesterreichs Machtstellung auf dem Schlachtfelde zertrümmerte. Damit war die Vorbedingung für die Verwirklichung des nationalen Programms erfüllt, dem machtlosen deutschen Staatenbunde, nach Ausschluß des stammesgemischten Oesterreichs, unter Preußens Führung eine fester zusammengefügte Gestalt zu geben.

Seit dem Ursprunge des preußischen Staates sind die großen Regenten aus dem Hause Hohenzollern, einschließlich des Prinzen von Preußen, die Träger dieses Gedankens, wenn auch mit zeitweise verschiedener Auslegung, gewesen. Auch in der hoffnungslosen Zeit des Bundestages blieb der Prinz von Preußen dem festen Glauben an Preußens Beruf treu, wovon sein Briefwechsel mit General v. Natzmer in jenen Jahren Zeugnis ablegt. Auch die trüben Erfahrungen des Jahres 1848 vermochten seine Zuversicht nicht zu erschüttern, denn der nationale Gedanke war in Deutschland der Kern der damaligen Bewegung, und seine Auswüchse hatten ihn weder eingeschüchtert noch irregemacht. Wenn auch als loyaler Untertan der Entscheidung des Königs sich fügend, so hielt er doch fest an dem nationalen Gedanken, der sein politisches Glaubensbekenntnis war, und begann, nach Koblenz zurückgekehrt, sofort die Arbeit an dem Entwurfe der Heeresreform, der die Grundlage für sein späteres großes Reorganisationswerk geworden ist.

Die Verschiedenheit der grundlegenden politischen Anschauungen, die ihn von seinem königlichen Bruder und dem Ministerium Manteuffel trennten, geben den Maßstab für die Schwierigkeiten, die der Prinz bei

der Uebernahme der Stellvertretung zu überwinden hatte. Sie sind damals in ihrem ganzen Umfange nur den nächstbeteiligten Persönlichkeiten bekannt geworden; ihre genaue Kenntnis und Würdigung ist aber von hohem geschichtlichen Interesse. Dem Thronfolger wurde die schwere Aufgabe gestellt, die Regierung als Stellvertreter seines Bruders nach dessen Grundsätzen mit denselben Ratgebern weiterzuführen. Die Art, wie der Prinz sich der Aufgabe unterzog und sie während eines ganzen Jahres, bis zum Eintritte der Regentschaft durchführte, stellt seine Persönlichkeit in ein so helles Licht und ist von solcher Bedeutung für seine ganze Regierung, daß jede Schilderung jener Zeit, sei es durch den Geschichtschreiber oder aus der Erinnerung eines noch lebenden Augenzeugen, unvollständig wäre, wenn in ihr nicht das Verhalten des Prinzen bei der Uebernahme und während des ganzen Jahres der Stellvertretung einen hervorragenden Platz einnähme.

Die beiden wichtigsten Quellen aus damaliger Zeit für die Geschichte der Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. und des Ueberganges der Regierungsgewalt an den Prinzen von Preußen sind die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds v. Gerlach“, des langjährigen Generaladjutanten Friedrich Wilhelms IV., und das Werk des Generals v. Natzmer „Unter den Hohenzollern“, das seine Korrespondenz mit dem Prinzen enthält. General v. Gerlach schildert in seinen „Denkwürdigkeiten“ tageweise den Verlauf der Krankheit, die beim Könige am 6. September 1857 wieder ausbrach. Sowohl bei der Königin, als in der Umgebung, als bei den Ministern war vom ersten Tage an die Hoffnung auf Genesung gering. Dagegen gewann die Ueberzeugung, daß die Regierungsgewalt dem Thronfolger übertragen werden müsse, immer mehr Boden. Nur über die Form, in der die Uebertragung stattfinden solle, herrschten bei den maßgebenden Persönlichkeiten Zweifel und Ansichtsverschiedenheit.

Der Prinz von Preußen war nach der Erkrankung des Königs von Koblenz nach Berlin berufen worden. Während eines vollen Monats dauerten die Verhandlungen zwischen dem Thronfolger, der Königin Elisabeth und dem Ministerpräsidenten, bis am 23. Oktober der kranke König seinem Bruder die stellvertretende Ausübung der Regierungsgewalt auf drei Monate übertrug.

In wie loyaler und taktvoller Weise der Prinz gegen den kranken König und dessen treue Pflegerin, die Königin Elisabeth, verfuhr, wie er durch die Klarheit seiner Bedingungen, durch seine Festigkeit in deren Aufrechthaltung die Umgebung des Königs und die Minister für sich

gewann, dafür legen die „Denkwürdigkeiten“ des Generals v. Gerlach und die Korrespondenz mit dem General v. Natzmer ein glänzendes Zeugnis ab.

Der Prinz schrieb am 17. Mai 1858 nach sechsmonatiger Führung der Stellvertretung über seinen Standpunkt bei der Uebernahme an seinen vertrauten Freund, den General v. Natzmer, die denkwürdigen Worte:

„Jede Stellvertretung in jedem Verhältnis ist etwas Peinliches; wie viel mehr die eines Monarchen, und nun aus solchen Ursachen!

Allem Andringen, dieser Peinlichkeit ein Ende machen zu sehen, setze ich die bestimmte Ansicht entgegen, daß vor Ablauf eines Jahres daran nicht gedacht werden darf. Ist dann keine nahe Aussicht auf die hergestellte Regierungsfähigkeit des Königs vorhanden, dann mögen die dazu Berufenen überlegen und handeln, ich kann die Initiative nicht übernehmen.“

Diese Sätze enthalten die klare Erkenntnis seiner Aufgabe und ihrer Schwierigkeiten, denn der Prinz hatte das volle Bewußtsein seiner Pflicht, bei seinen Entscheidungen die Rücksicht auf die grundverschiedenen, ihm bekannten Ansichten des Königs und der bisherigen Minister vor den eignen Anschauungen vorwalten zu lassen. Er nahm sich vor, diesen Zustand bis zum Ablaufe eines Jahres zu ertragen, und wenn dann eine Aenderung notwendig erschien, sie auf verfassungsmäßigem Wege herbeizuführen. Seine Absicht hat er gewissenhaft ausgeführt, denn erst nach Jahresfrist übernahm er nach dreimaliger Verlängerung der Stellvertretung auf Antrag des Staatsministeriums die in der Verfassung vorgesehene Regentschaft.

*

Als ich am 12. Januar 1858[1]) meine Dienststellung antrat, befand ich mich im dritten Jahrgange der Kriegsakademie. Um den Studiengang nicht vorzeitig und unvollendet abbrechen zu müssen, gestattete mir der Prinz, den Vorlesungen auch ferner beizuwohnen, sowie auch die im Juli stattfindende Uebungsreise mitzumachen, soweit meine neuen Pflichten dies ermöglichen würden, eine Vergünstigung, die mich zu großem Danke verpflichtete.

Wenige Tage später, am 25. Januar, fand die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Viktoria in der St. James-Kirche zu London statt, und am 7. Februar wohnte ich dem Einzuge in Berlin bei. Schon in Köln, wohin ich beurlaubt war, um als Mitglied der rheinischen Adelsgenossenschaft an der Begrüßung des jungen Paares in meiner Heimatprovinz teilzunehmen, empfing ich den ersten Eindruck von der

---

[1]) Am 5. September 1857 war ich zum Oberleutnant befördert worden.

warmen Zustimmung, die diese Heirat im Lande hervorrief. Den Gipfelpunkt aber bildete der Jubel, mit dem die Bevölkerung der Hauptstadt den Prinzen und seine jugendliche Gemahlin empfing. Für die fürstlichen Eltern des künftigen Thronfolgers war diese Verbindung eine Erfüllung langgehegter Wünsche, die auch ihren politischen Ansichten völlig entsprach. Von Anfang an sah die siebzehnjährige Prinzessin sich von der Liebe ihrer Schwiegereltern umgeben, die alles überdauert hat, was später die politische Entwicklung der Dinge an Meinungsverschiedenheiten und Mißverständnissen in den Weg stellen mochte. Mit ihrem glücklichen Temperament und ihrer ungewöhnlichen Klugheit wußte schon in diesen ersten Jahren die Prinzessin alle Schwierigkeiten zu überwinden; diese Eigenschaften ließen auch eine Mißstimmung nicht aufkommen gegenüber der Einfachheit, die damals in Berlin und am preußischen Hofe herrschte, im Gegensatz zu dem Luxus und den großen Verhältnissen, an die sie aus ihrem Elternhause gewöhnt war.

Am Abend des Einzugstages fand eine glänzende Illumination statt, die der Prinz von Preußen zu Wagen in Augenschein nahm, von mir als Adjutant vom Dienst begleitet. Als der Prinz, durch die Breite Straße zum Schlosse zurückfahrend, von unaufhörlichem Jubel begrüßt wurde, meinte er: „Sehen Sie sich die Menge an. Vor zehn Jahren bin ich denselben Weg gegangen und war damals drauf und dran, gesteinigt zu werden. Was für eine Lehre muß man daraus ziehen? Daß man alle diese Manifestationen für das nimmt, was sie wert sind. Man muß sich freuen, wenn sie einen guten Fond haben, andernfalls sich aber auch nicht niederdrücken lassen."

In der Begleitung des Prinzen Friedrich Wilhelm während der Vermählungsfeierlichkeiten in England hatte sich der langjährige Vertrauensmann seines Vaters, der General v. Schreckenstein, befunden, damals kommandierender General in Münster. Es war der letzte Beweis der Hingebung dieses treuen Mannes an sein Königshaus. Während der Festlichkeiten in Berlin, wo er das unmittelbar hinter dem Palais des Prinzen von Preußen gelegene Prinzen-Hotel bewohnte, erkrankte der damals neunundsechzig Jahre alte General schwer und kehrte bald nach Münster zurück, wo er am 30. Mai sein tatenreiches Leben beschloß.

Sein Tod, dem das Ende des früheren Ministers Grafen Alvensleben [1])

---

[1]) Albrecht Graf v. Alvensleben-Erxleben, geboren den 23. März 1794, hatte den Feldzug 1815 als Leutnant mitgemacht, war von 1835 bis 1842 Finanzminister gewesen und starb am 2. Mai 1858.

nur kurze Zeit voranging, war ein harter Schlag für den Prinzen von Preußen, der diese beiden Männer als die Säulen seines zukünftigen Ministeriums ins Auge gefaßt hatte.

Tief bekümmert durch die Nachricht von der schweren Erkrankung, hatte der Prinz den zur Dienstleistung bei seiner Person kommandierten Obersten Gustav v. Alvensleben[1]) und mich an das Krankenbett des Generals gesandt. Oberst v. Alvensleben war 1849/50 Chef des Generalstabes des Okkupationskorps in Baden gewesen und seitdem des Generals intimster Freund. Dieser befand sich, als wir Mitte Mai in Münster ankamen, schon in einem solchen Zustande der Kräfteabnahme und geistigen Depression, daß Oberst v. Alvensleben nicht mehr vorgelassen wurde, während ich, sein naher Verwandter, ihn vor seinem Tode wenigstens noch einmal sehen durfte.

Während einer längeren Spazierfahrt im Schloßpark in geschlossenem Wagen sprach der General zu mir zunächst von dem schweren Verluste, den der Prinz durch den Tod des Ministers Grafen Alvensleben erlitten habe. Fest überzeugt, daß der Prinz in nicht ferner Zeit zur Regierung gelangen werde, nannte er den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern als den empfehlenswertesten Ministerpräsidenten. Er forderte mich dann auf, den Prinzen an die häufigen Unterredungen zu erinnern, die er mit ihm über das Projekt der Reorganisation der Armee gepflogen habe. Diese sei nach den vereinbarten Grundzügen durchzuführen und die unerläßliche Vorbedingung der militärischen Stärkung Preußens gegenüber seinem Hauptgegner Oesterreich. Der schmähliche Rückzug aus Baden, der sich im Winter 1850/51 unter seiner, des Generals, widerwilligen Führung vollzogen, an den sich auch die Schmach des Olmützer Vertrags knüpfe, könne, wenn Preußens deutsche Zukunft sich erfüllen solle, nur durch einen siegreichen Krieg gegen Oesterreich verwischt werden. Er wisse aus den vertrauten Aeußerungen des Prinzen, daß dieser sich nur widerwillig der Olmützer Demütigung gefügt habe, und daß der Gedanke der Wiedererstarkung Preußens in ihm lebe. Dazu aber sei die Reorganisation der

[1]) Lange Jahre in nächster Vertrauensstellung bei Kaiser Wilhelm; während des Krieges 1870/71 kommandierender General des IV. Armeekorps. Er war häufig zu diplomatischen Sendungen wie zu Arbeiten im Interesse der Armeeorganisation verwendet worden. Die grundlegende „Verordnung über die großen Truppenübungen" vom Jahre 1861, die Vorläuferin der heutigen „Felddienstordnung" und der „Instruktion für die höheren Truppenführer", ist von ihm entworfen. Er wurde 1872 verabschiedet und starb 1881.

Armee, die Verschmelzung der Linie mit der Landwehr notwendig. Er werde diese glorreiche Zeit nicht mehr erleben, aber er beauftrage mich, dem Prinzen zu sagen, daß diese Zukunft sein letzter Gedanke und die Ueberzeugung von ihrer dereinstigen Verwirklichung in ihm unerschütterlich gewesen sei.

Auf mich wie nicht minder auf den Obersten v. Alvensleben, dem ich sofort Meldung erstattete, machten diese Worte des dem Tode nahen Generals, das letzte Aufflackern seines großen Geistes, einen tiefen Eindruck. Wir sahen ihn nicht wieder, denn er verfiel alsbald in einen Zustand von Fieberphantasien, die jede weitere persönliche Annäherung ausschlossen.

Als wir nach dem Ableben des Generals[1]) nach Berlin zurückkehrten, berichtete ich dem Prinzen über die letzten Ratschläge und Hoffnungen seines treuen Dieners. Tief ergriffen nahm der Prinz meinen Vortrag entgegen, mir zunächst Schweigen über die Vorgänge auferlegend. Oft habe ich mich ihrer aber erinnert in der großen Zeit, als König Wilhelm die Mahnung seines treuen Generals durch das Reorganisationswerk und die Wiederaufrichtung Preußens und Deutschlands zur Wahrheit machte.

Im Sommer, während der ersten Hälfte des Juli, begleitete ich den Prinzen nach Baden-Baden, wo er alljährlich einige Zeit zuzubringen pflegte. Auch die Prinzessin war anwesend. Der Aufenthalt wurde politisch bedeutungsvoll, einmal durch die Beratungen, die der Prinz mit einigen ihm nahestehenden Männern, insbesondere mit Herrn v. Schleinitz und seinem Jugendfreunde Rudolf v. Auerswald, über die Bildung eines neuen Ministeriums abhielt, dann durch die Anknüpfung der ersten näheren Beziehungen zu dem großen italienischen Staatsmann, dem Grafen Cavour, der kurz zuvor seine folgenschwere Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon in Plombières gehabt hatte und nun auf der Heimreise den Umweg über Baden-Baden machte, um Preußens Stellungnahme im Falle des bereits vereinbarten Krieges Frankreichs und Sardiniens gegen Oesterreich zu sondieren.

Bei seiner Unterredung mit dem Prinzen ließ er durchblicken, daß er die italienischen Mißstände mit dem Kaiser Napoleon besprochen habe, und daß, nach seinem Eindrucke, dieser bei einem Bruche mit Oesterreich den Italienern nicht feindlich gegenüberstehen werde. Diesen Eröffnungen

---

[1]) General v. Schreckenstein starb am 30. Mai; die Beisetzung fand am 2. Juni zu Münster statt.

gegenüber sprach sich der Prinz seiner Natur nach wahrheitsgemäß, wenn auch vorsichtig aus. Er erkannte die ungünstige Lage Italiens in seinen Beziehungen zu Oesterreich an und erklärte sich bereit, zu deren Besserung mitzuwirken, ohne daß die Kriegsfrage und namentlich Preußens Stellung dazu mit einer Silbe berührt oder der späteren Politik in irgendeiner Weise vorgegriffen worden wäre.

Im übrigen war der Spätsommer des Jahres 1858 mit militärischen Besichtigungen ausgefüllt. Die Inspizierung des X. deutschen Bundesarmeekorps bei Nordstemmen in Hannover ließ die Mängel der Bundeskriegsverfassung abermals deutlich hervortreten. Die sich anschließenden Manöver des V. und VI. Armeekorps in Schlesien zeigten den zweifelhaften Wert der Landwehr, die fast die Hälfte der preußischen Kriegsmacht ausmachte. In besonders trauriger Erinnerung sind mir die Leistungen der Landwehrkavallerie geblieben.

Der Prinz hatte sein Hauptquartier in Domanze bei Schweidnitz genommen, der Besitzung der Grafen Brandenburg. Hier erschien auch der Ministerpräsident Freiherr v. Manteuffel, um die Regentschaftsfrage zu regeln und dem Prinzen Vorschläge betreffs Bildung eines neuen Ministeriums zu machen. Graf Alvensleben-Erxleben und General v. Schreckenstein, die der Prinz als Stützen seiner Pläne in Aussicht genommen hatte, waren tot, und nach andern Männern mußte Umschau gehalten werden. Indessen lehnte der Prinz es zurzeit ab, einer Entscheidung näherzutreten. Erst nachdem am 7. Oktober Friedrich Wilhelm IV. seinem Bruder die Regentschaft übertragen, wurde der Minister v. Westphalen folgenden Tages entlassen; ihm folgten nach einigen Wochen die übrigen Minister, nachdem dem Prinzregenten die Bildung eines neuen Ministeriums unter dem Vorsitze des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern gelungen war.

Persönlicher Adjutant des Prinzregenten 1858. Krieg 1859. Baden-Baden 1860

Mit Eintritt der Regentschaft wurde das Militärgouvernement der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen aufgelöst; ich trat am 16. Oktober in die Dienststellung eines persönlichen Adjutanten des Prinzregenten über, indem ich gleichzeitig unter Beförderung zum Rittmeister dem 1. Rheinischen Husarenregiment Nr. 7 aggregiert wurde. Als solcher empfing ich zu Anfang November den Ministerpräsidenten Freiherrn v. Manteuffel, der mir im Vorzimmer des Regenten mit den Worten entgegentrat: „Sie sehen mich heute zum letzten Male."

Das Jahr 1859 begann mit dem Tode des Gesandten Grafen Hatzfeldt, dessen Verlust man bei seiner langjährigen Anwesenheit in Paris und seiner genauen Kenntnis der dortigen Verhältnisse und maßgebenden Persönlichkeiten angesichts der drohenden Wendung in der Politik des Kaisers Napoleon besonders schmerzlich empfand.

Zu der Zeit, als am 1. Januar 1859 bei der feierlichen Gratulationscour in den Tuilerien der Kaiser an den österreichischen Gesandten Baron Hübner die bekannten Worte richtete, die in Europa überall als Vorläufer einer Kriegserklärung angesehen wurden, hatten die seit den Tagen von Olmütz gespannten Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich keine Besserung erfahren. Der Nachfolger des Fürsten Schwarzenberg als Minister des Auswärtigen, Graf Buol, verfolgte Preußen gegenüber mit wenigen Unterbrechungen dieselbe Bahn wie sein gewalttätiger Vorgänger. Jeder Versuch der Annäherung scheiterte an der Rücksichtslosigkeit, mit der Oesterreich bei jeder neu auftauchenden Frage seine eignen Interessen Preußen gegenüber in schroffer Form aufrechterhielt. Der Ausgang des Krimkrieges und namentlich des Neuenburger Konflikts hatten dazu beigetragen, die Verstimmung zwischen Berlin und Wien noch zu steigern. Der im Sommer 1857 unternommene Versuch König Friedrich Wilhelms IV., sie durch eine Aussprache in Wien zu beendigen, war mißlungen; die Enttäuschung hatte zu dem körperlichen Zusammenbruch des Königs beigetragen, der die Stellvertretung durch den Thronfolger herbeiführte.

Mit diesen Erfahrungen und Erinnerungen in bezug auf das Verhältnis Preußens zu Oesterreich begann der Prinzregent die Regierung. In seinem Rechtsgefühle gewissenhaft bestrebt, die bestehenden Verträge

als die Grundlage staatlicher Sicherheit in Europa zu beobachten und zu schützen, war er doch fest entschlossen, Preußens berechtigte Stellung in Deutschland und Europa nicht mehr in bisheriger Weise beeinträchtigen zu lassen. Als nun am 1. Januar 1859 Napoleons öffentliche Ansprache an den österreichischen Gesandten den nahe bevorstehenden Krieg verkündete, da trat auch an den Prinzregenten die klippenreiche Aufgabe heran, sein Programm — Aufrechterhaltung der europäischen Schutzverträge gegen Napoleonische revolutionäre Angriffspolitik einerseits, Wahrung der selbständigen Machtstellung Preußens gegen gewohnheitsmäßige österreichische Ausnutzung und Majorisierungsgelüste anderseits — zur Durchführung zu bringen.

Die Stellung des Regenten zwischen den drei kriegführenden Mächten war um so schwieriger, als in Deutschland sich sowohl die Regierungen wie auch die öffentliche Meinung in zwei feindliche Lager teilten, in Europa aber die Mächte während der ganzen Krisis eine unsichere, schwankende Politik verfolgten. Selbst im eignen Lande fand der Regent weder bei den Staatsmännern noch in der öffentlichen Meinung eine klare, einheitliche Ansicht vor, auf die er sich hätte stützen können. An widersprechenden Ratschlägen mangelte es freilich nicht, aber sie litten alle an einem und demselben Fehler. Die Ratgeber bezeichneten sämtlich mit größerer oder geringerer Bestimmtheit das allgemeine Ziel ihrer Politik, aber sie versäumten, den praktischen Weg zum Ziele anzugeben. Darum blieb die Wahl dem Manne überlassen, der schließlich die Verantwortung für den Erfolg vor Gott und seinem Gewissen zu tragen hatte. Aber weil er nach reiflicher Prüfung der wechselvollen Ereignisse seine Entschlüsse ohne Uebereilung, aber auch ohne Scheu der Verantwortung gefaßt hat, deshalb hat er das Richtige getroffen und seine Aufgabe gelöst.

Wie bekannt und auch bereits früher berührt, hatte der Kaiser Napoleon mit dem Grafen Cavour in Plombières das Abkommen getroffen, Oesterreich die Lombardei und Venetien zu entreißen zugunsten des Hauses Savoyen, das dafür Savoyen und Nizza an Frankreich abzutreten hatte. Diese gegen die Verträge von 1815 gerichtete revolutionäre Angriffspolitik des Kaisers war wohl geeignet, Preußens Mißtrauen zu erregen, da sie nach Niederwerfung Oesterreichs die Rückforderung des linken Rheinufers zur Folge haben konnte. Gegen solche in Frankreich populäre altnapoleonische Ideen galt es auf der Hut zu sein. Auf der andern Seite verlangte aber Oesterreich, das sich zu einem Aufgeben seiner italienischen Besitzungen nicht verstehen konnte und wollte, von Deutschland einschließlich Preußen

unbedingte Heeresfolge zum Schutze seines durch die Wiener Verträge gewährleisteten Besitzes. In Süddeutschland war die Stimmung der Regierungen und Bevölkerung den österreichischen Forderungen günstig. In Preußen dagegen teilte sie sich zwischen dem alten Mißtrauen gegen Frankreich und dem durch Olmütz gestärkten Argwohn gegen Oesterreich. Zwischen dem österreichisch-süddeutschen Drängen und der französischen Angriffspolitik hattte der Regent von Anfang an den Standpunkt gewählt, der seinem Charakter, seiner Gesinnung und seinen Jugenderinnerungen entsprach.

Als Erzherzog Albrecht im April zum Abschlusse eines Bündnisses in Berlin erschien, sprach sich der Regent in diesem Sinne klar und ehrlich aus. Fest entschlossen, die Verträge aufrechtzuerhalten, aber auch keine Erweiterung der Machtstellung Oesterreichs in Deutschlands auf Kosten Preußens zu dulden, erklärte er sich bereit, Frankreich gegenüber für die Unverletzlichkeit des deutschen Bundesgebietes mit seiner ganzen Waffenmacht einzutreten. Unter keinen Umständen aber wolle er um des österreichischen Besitzstandes in Italien willen Deutschland in einen Krieg verwickeln. Er verlangte von Oesterreich politische und militärische Defensive gegenüber den französisch-sardinischen Aufreizungen, Zustimmung zu der von Rußland vorgeschlagenen Konferenz und den Oberbefehl über alle im Falle eines Krieges am Rhein fechtenden deutschen Truppen.

Nachdem auf dieser Grundlage eine Vereinbarung mit dem Erzherzog zustande gekommen, trat dieser am 21. April die Heimreise an. Der Prinz brachte ihn zur Bahn; in einem zweiten Wagen folgte ich mit dem mir befreundeten österreichischen Generalstabsoffizier Grafen Alfons Wimpffen.[1]) Bei unserm Verkehr während der Anwesenheit der Erzherzogs war die Tagesfrage, wie weit die Abmachungen gediehen seien, der stete Gegenstand unsers Gesprächs gewesen, so daß ich über Inhalt und Gang der Verhandlungen dauernd unterrichtet blieb. Jetzt teilte er mir erfreut mit, daß ein Uebereinkommen abgeschlossen sei und wir in kürzester Frist Kriegsgefährten sein würden. Auf dem Bahnhofe waren die letzten Worte des Regenten an den Erzherzog: „Also wir sind einig in der Vermeidung jeder Offensive."

Auf der Rückfahrt zum Palais bestätigte mir der Regent, ohne auf Einzelheiten einzugehen, die Mitteilung des Grafen Wimpffen und tat die

[1]) Als Kommandeur des Infanterieregiments „Kronprinz von Preußen" im Treffen von Nachod gefallen.

Aeußerung: „Nun können Sie Ihre Pferde beschlagen lassen“; so fest war er von dem Ausbruche des Krieges überzeugt. Im Palais angekommen, fand er jedoch zu seinem größten Erstaunen auf dem Schreibtische ein Telegramm des Gesandten Baron Werther aus Wien vor, das den Rücktritt des Ministers Grafen Buol und den bevorstehenden Abgang eines Ultimatums nach Turin meldete mit der Forderung vollständiger Entwaffnung binnen drei Tagen.

Ich mußte mich sofort zum Minister des Auswärtigen Freiherrn v. Schleinitz begeben, um ihn von dieser überraschenden Wendung in Kenntnis zu setzen. Bald nach meiner Rückkehr traf auch ein Telegramm aus Dresden ein. Der Erzherzog hatte dort von den Vorgängen in Wien Kenntnis erhalten und gab seiner peinlichen Ueberraschung sowie der Ueberzeugung Ausdruck, daß der Regent ihn einer Illoyalität nicht fähig halten werde.

Nachdem so das österreichische Kabinett seinen Unterhändler, den Erzherzog, kurzerhand hatte fallen lassen und dadurch die Bedingungen des Regenten für preußische Waffenhilfe abgelehnt hatte, war Preußen volle Entschlußfreiheit für den nun ausbrechenden Krieg wiedergegeben. Es machte von dieser Freiheit Gebrauch, indem es am 26. April bis zu etwaiger Verletzung des deutschen Bundesgebietes seine Neutralität erklärte.

Während nun mit dem Uebergange der Oesterreicher über den Tessin am 29. April der Krieg begann, dessen Verlauf die Franzosen nach zwei gewonnenen großen Schlachten zu Herren der Lombardei machte, hatte der Prinzregent Mitte Mai durch die Sendung des Generals v. Willisen nach Wien einen Versuch zur Vermittlung unternommen und am 14. Juni, zehn Tage nach der Schlacht von Magenta, die Mobilmachung von sechs Armeekorps, unter gleichzeitiger Beantragung der Bildung eines starken süddeutschen Observationskorps verfügt; die Mobilmachung der ganzen Armee befahl er am 24. Juni, dem Tage von Solferino, hiermit über das Maß seiner rechtlichen Verpflichtungen weit hinausgehend.

Diese Maßnahmen zwangen den Kaiser Napoleon, mit dem Kaiser von Oesterreich auf Grund eines persönlichen Abkommens rasch Frieden zu schließen. Denn wenn auch die beiden süddeutschen Armeekorps sich nicht als kriegsbereit erwiesen, so war doch die preußische Armee allein mehr als ausreichend, den Willen des Regenten Frankreich gegenüber zum Gesetz zu machen. Da der Kaiser dem ersten Anlauf von mindestens

200 000 Preußen am Rhein nicht mehr als 40 000 Mann[1]) an der Ostgrenze unter Marschall Pélissier entgegenstellen konnte, so veranlaßte er am 11. Juli in Villafranca durch eine Täuschung über die preußischen Absichten den Kaiser Franz Joseph, einen schnellen, aber demütigenden Frieden mit Frankreich der Anerkennung der gerechten preußischen Forderungen vorzuziehen.

Kurz vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes war Fürst Windischgrätz[2]) als Abgesandter des Kaisers von Oesterreich vom italienischen Kriegsschauplatze in Berlin eingetroffen, um den letzten Versuch zu machen, den Regenten zur Teilnahme am Kriege zu bewegen. Dieser befand sich

[1]) Mein Gewährsmann bezüglich dieser Angabe ist der Oberst Saget, der 1863, als ich mein Kommando zur Botschaft in Paris antrat, Abteilungschef im Kriegsministerium war. Oberst Saget war während des italienischen Feldzuges dem kaiserlichen Hauptquartier zugeteilt, ein hochbedeutender Offizier und als solcher Vertrauter des Marschalls Vaillant. Nach Beendigung des Feldzuges trat er als Abteilungschef in das Ministerium unter Marschall Randon zurück. Während meines Aufenthaltes in Paris habe ich fortgesetzt in nahen, für mich sehr wertvollen Beziehungen zum Obersten Saget gestanden. Wenngleich ein Mann der alten Schule und als solcher ein unbedingter Anhänger des Rekrutierungsgesetzes von 1832, hatte Oberst Saget doch ein offenes Auge für die Schäden des Systems und sprach seine Kritik rücksichtslos freimütig aus, nachdem unser Verkehr ein intimer geworden war. Er versicherte, der Kaiser Napoleon habe nach der Schlacht von Solferino Frieden schließen müssen, weil für die Verteidigung der französischen Ostgrenze nur 40 000 Mann unter Pélissier verfügbar und auch für die italienische Armee der Nachschub von ausgebildeten Reservisten erschöpft gewesen sei. Ich erinnere mich, daß seine Mitteilung mir damals einen tiefen Eindruck machte und mich zu der Frage veranlaßte, wie es denn möglich sei, einen nachhaltigen Krieg zu führen, wenn nicht vor der Eröffnung der Feindseligkeiten die Hauptbedürfnisse sichergestellt seien. Oberst Saget gab mir eine für die damaligen französischen Anschauungen charakteristische Antwort: „Que voulez-vous? Il faut que chacun se débrouille!“ Wie oft habe ich später, 1864 gelegentlich der Expedition nach Algerien, das Wort: „Débrouillez vous!“ als Antwort der Vorgesetzten auf die Klagen der Untergebenen gehört. Und gewöhnlich in diesen kleinen Verhältnissen mit gutem Erfolge. Aber für die Schwierigkeiten des großen Krieges, für das Fehlen jeder planmäßigen Vorbereitung von der obersten Stelle reichte das „débrouillez vous“ nicht mehr aus. Da traten dann die Notstände ein, die 1859 in Italien den Beginn der Operationen verzögerten, die Ausnutzung der Siege verhinderten, während die mexikanische Unternehmung den verderblichsten Einfluß auf die Kriegstüchtigkeit der ganzen Armee ausübte und 1870 wesentlich zu der Katastrophe beitrug. — Die Erinnerung an das damalige „débrouillez vous“ war die Wurzel der Peinlichkeit, mit der ich in meinen späteren Befehlshaberstellungen die Bezirkskommandos besichtigte.

[2]) Bekannt als Eroberer Wiens im Oktober 1848. Fürst Windischgrätz starb 1862.

in jenen Tagen auf dem Babelsberge. Am 8. Juli hatte ich als Adjutant vom Dienst die Ehre, den Feldmarschall beim Prinzen anzumelden, der bereits die Nachricht vom Waffenstillstand erhalten hatte. Nach einiger Zeit trat der Fürst, der seinerseits keinerlei Kenntnis vom Waffenstillstand gehabt hatte, bleich wieder ins Vorzimmer und erzählte, wie der Prinz ihn mit den Worten empfangen habe: „Aber, mein Fürst, wissen Sie denn nicht, daß alles aus ist? Sie kommen her, um mich aufzufordern, am Kriege teilzunehmen, während 200 000 Mann unter meinem Befehl auf dem Marsche an den Rhein sind und Ihr Kaiser Frieden schließt?"

Im Vertrage von Villafranca war der Grundgedanke der Abmachung von Plombières — die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft — unvollendet gelassen; vielmehr hatte Oesterreich, trotz der Abtretung der Lombardei, durch den Beibehalt des Festungsvierecks und die Wiederkehr der Fürsten von Toskana und Modena eine mächtige Stellung in Italien behalten. Die Herrschaft des Papstes war durch die Garantie des Kirchenstaates, durch den Ehrenvorsitz im italienischen Bunde und durch die Rückkehr der Erzherzöge nach Toskana und Modena gestärkt worden.

Empört über den Bruch der Uebereinkunft von Plombières, hatte Graf Cavour sofort seinen Austritt aus dem Ministerium erklärt. Am 15. Juli trafen der Kaiser Napoleon und König Viktor Emanuel in Turin ein, wo Napoleon den Grafen mit der Erklärung zu beschwichtigen suchte, daß er, um den Krieg fortzuführen, einer für ihn nicht verfügbaren Verstärkung der Armee um 300 000 Mann bedurft hätte — Worte von geschichtlichem Wert, die beweisen, daß im Geiste Napoleons Preußen der Urheber seines Entschlusses war, auf die Ausführung des Vertrages von Plombières zu verzichten und Cavour fallen zu lassen.

Bekanntlich ist die Politik des Prinzregenten während des italienischen Krieges vielfach getadelt worden. Die einen warfen ihm vor, er habe Oesterreich aus bösem Willen und aus Unentschlossenheit im Stich gelassen, während andre behaupteten, er habe Preußens wahres Interesse verkannt, indem er versäumte, durch einen rechtzeitigen Druck auf das in Verlegenheit befindliche Oesterreich die Stellung Preußens in Deutschland zu verbessern.

So lautete im ersten Augenblick nach Villafranca, unter dem Eindruck der scheinbar verspäteten Mobilmachung, die grundverschiedene Beurteilung aus den beiden feindlichen Lagern.

Auch die Geschichte ist bis jetzt der damaligen Politik des Regenten nicht gerecht geworden, mit Ausnahme Sybels, der die politischen

Wirren zur Zeit des italienischen Krieges mit gewohnter Gründlichkeit und mit Unparteilichkeit geschildert hat; demgemäß beurteilt er die schwierige Lage des Regenten richtig und seine Politik mit gerechter Anerkennung.

Das Urteil des berühmten deutschen Historikers ist um so wertvoller, als er ein Quellenmaterial von unübertrefflicher Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit benutzen durfte, das preußische Staatsarchiv und die Registratur des Auswärtigen Amtes. Für die geschichtliche Bedeutung des Regenten ist die wahrheitsgetreue Schilderung seiner Politik in dem französisch-österreichischen Zusammenstoß besonders wichtig, weil der Prinz zum ersten Male seit Antritt seiner Regierung in die Lage versetzt war, zu einer der schwierigsten Fragen der auswärtigen Politik Stellung zu nehmen. Wenn mir nun meine damalige Dienststellung in der unmittelbaren Umgebung des Prinzregenten die Möglichkeit bietet, Sybels Angaben aus meinen Erlebnissen und Eindrücken zu ergänzen und zu bestätigen, so erfülle ich damit meine in der Einleitung ausgesprochene Absicht, zur wahrheitsgetreuen Schilderung besonders wichtiger Momente mein bescheidenes Teil beizutragen.

Sybels Anerkennung dehnt sich indes nicht auf die Politik der bewaffneten Vermittlung aus, die der Prinzregent im letzten Stadium des Feldzuges den kriegführenden Mächten durch die Mobilmachung der Armee aufzuerlegen versuchte. Daß die Mobilmachung zwecklos gewesen sei, ist der Vorwurf, der damals fast allgemein dem Prinzen gemacht wurde und noch heute vielfach aufrechterhalten wird. Aber sie blieb keineswegs wirkungslos. Denn sie verhinderte die Durchführung des Programms von Plombières: „Italien frei bis zur Adria" und zerstörte dadurch die französisch-italienische Allianz auf unabsehbare Zeit. Zu Villafranca wurde in das Bündnis der Keil der weltlichen Herrschaft des Papstes getrieben. Wohl erkannte des Kaisers Napoleon politischer Scharfblick, daß die weltliche Herrschaft unhaltbar und mit der Nationalitätenpolitik unvereinbar sei, aber die Rücksicht auf die mächtige katholische Partei in Frankreich und ihre bis in seine nächste Umgebung einflußreichen Vertreter zwang ihn, gegen seine bessere Einsicht die weltliche Herrschaft des Papstes in Rom, im Widerspruch mit Italien, durch Waffengewalt aufrechtzuerhalten. Dieser durch den Frieden von Villafranca hervorgerufene, für den Kaiser unheilvolle Gegensatz dauerte bis zum Untergange seiner Dynastie und hat zu diesem wesentlich beigetragen. Wenn also nicht allein die Anhänger des Papsttums, sondern auch unparteiische französische Staats-

männer den siegreichen italienischen Krieg als den Beginn des Niederganges Frankreichs bezeichneten, so hat die Geschichte ihnen recht gegeben. In diesem Sinne war der Friede von Villafranca ein großer Erfolg der preußischen Politik. Villafranca ist für den Regenten ein bedeutender Schritt auf dem Wege zum preußisch-italienischen Bündnis von 1866 und damit zur Erfüllung seiner großen deutschen Aufgabe geworden. Ob die spätere damals nicht vorauszusehende Gesamtentwicklung der europäischen Politik, die zum großen Teil das Werk des Ministers v. Bismarck war; ob die für Preußen günstigen Zwischenfälle, die durch ihn herbeigeführt wurden, dem großen Staatsmann die Handhabe boten, um im Einklange mit seinem Souverän das Werk durchzuführen, ändert an der Richtigkeit der Tatsache nichts, daß der Prinzregent unter den 1859 obwaltenden Verhältnissen keine für Preußen und Deutschland vorteilhaftere Politik treiben konnte, als er getan hat. Wenn der Prinz nach Beendigung des Krieges dem Herzog von Koburg schrieb, daß er im etwaigen Wiederholungsfalle wieder genau ebenso handeln würde, wie er es getan, so hat die Geschichte den Beweis geliefert, daß er zu diesem Ausspruche vollkommen berechtigt war.

Der maßgebende Faktor eines unparteiischen Urteils ist für den Politiker nächst der richtigen Schätzung des bestmöglichen Erfolges die Kenntnis der Persönlichkeit des Regenten, seines Charakters, seiner Eigenschaften, seiner politischen Entwicklung seit seiner Jugend. Wer sich diese Kenntnis auf irgendwelchem Wege, sei es durch den persönlichen Verkehr mit dem Prinzen, sei es durch verständnisvolles Studium erworben hat, der gelangt bei der Beurteilung seiner Handlungsweise in jenem Abschnitte zu dem Ergebnisse, daß der Prinz seiner Natur entsprechend nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat.[1])

Nach dem plötzlichen Friedensschlusse von Villafranca war man in Oesterreich wie in Frankreich von bitterem Groll gegen Preußen erfüllt, und die Spannung zwischen den beiden deutschen Großmächten machte sich in gegenseitigen Vorwürfen und literarischen Fehden Luft. Doch aus

---

[1]) Einen wertvollen Beitrag zur Beurteilung des persönlichen Anteils des Regenten an den politischen Verwicklungen des Jahres 1859 liefert das 1902 erschienene Buch: „Der Regierungsanfang des Prinzregenten von Preußen und seine Gemahlin“ von dem Archivrat Professor Ernst Berner. Die Schrift ist nach jeder Richtung bemerkenswert und zeigt, wie der Prinz ohne die Hilfe eines ausschließlich bestimmenden Ratgebers mit ruhigem, sicherem Urteil damals selbständig das Richtige getroffen hat.

Gründen, deren Erörterung hier unterbleiben mag, versuchte Kaiser Napoleon auf Anregung des Kaisers Alexander bereits im Beginn des folgenden Jahres sich Preußen wieder zu nähern, das ihm als der Zukunftsstaat in Deutschland erschien. Er ließ Andeutungen nach Berlin ergehen, daß Frankreich einer Gebietsvergrößerung Preußens in Norddeutschland, insbesondere einer Erwerbung Schleswig-Holsteins, gegen eine mäßige Grenzberichtigung am Rhein nicht im Wege sein werde. Der Prinzregent verhielt sich diesen Andeutungen gegenüber um so kühler, als Ende März die Annexion von Savoyen und Nizza das Mißtrauen gegen Frankreichs Eroberungspolitik, insbesondere gegen dessen Pläne auf Erwerb des linken Rheinufers, wesentlich verstärkt hatte. Den Vorschlag zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser, der sich von allgemeinem Argwohn umgeben sah und Anschluß an Preußen suchte, lehnte der Regent daher zunächst zweimal ab. Ehe er schließlich einwilligte, ließ er dem Kaiser keinen Zweifel, daß die Unverletzlichkeit deutschen Gebietes selbstverständlich, und daß Verhandlungen und Abmachungen auf Kosten der deutschen Fürsten, denen Einladungen zur Teilnahme an der Zusammenkunft zugehen würden, ausgeschlossen seien.

So wurde der 15. Juni 1860 ein bedeutsames Zeugnis für die nationale Zuverlässigkeit des Prinzregenten gegenüber Frankreich und eine glänzende Zurückweisung des ihm 1859 von österreichischer und süddeutscher Seite gemachten Vorwurfs, er habe durch seine Zurückhaltung selbstsüchtige Politik getrieben und Oesterreichs Niederlagen benutzen wollen zur Erweiterung der Machtstellung Preußens.

Am 14. Juni kam der Regent, nur von seinem militärischen Gefolge begleitet, in Baden-Baden an, wo sich die Prinzessin bereits befand. Beide bewohnten ihr langjähriges bescheidenes Absteigequartier, das Meßmersche Haus gegenüber dem Konversationssaal. Die Könige von Bayern, Hannover, Sachsen und Württemberg, der Großherzog von Baden als Landesherr sowie noch einige andre deutsche Fürsten waren bereits eingetroffen.

Am 15. Juni abends 7 Uhr kam der Kaiser Napoleon, ebenfalls nur von seinem militärischen Gefolge begleitet, in Baden-Baden an und wurde von dem Prinzregenten an der Spitze der Bundesfürsten auf dem Bahnhofe empfangen. Kurz nach der Ankunft sandte mich der Regent in das Hotel „Stephanie", wo der Kaiser abgestiegen war, um seinen Besuch anzukündigen. General Fleury, mir noch aus der Zeit meines einjährigen Aufenthalts in Paris (1852/53) bekannt, führte mich beim Kaiser ein,

dem ich den unmittelbar bevorstehenden Besuch des Prinzen meldete. Ich hatte ihn seit 1853 nicht gesehen und fand den erst zweiundfünfzigjährigen Mann sehr gealtert und namentlich in der Haltung gebeugt. Sein Gang hatte etwas Schwankendes, was besonders im Vergleiche mit der hohen, straffen Figur des um elf Jahre älteren Prinzregenten auffiel.

Der Inhalt der einstündigen Unterredung der beiden Herrscher ist bekannt und von Sybel nach den Aufzeichnungen des Prinzen wiedergegeben. Unmittelbar nach diesem Besuche erfolgte der Gegenbesuch des Kaisers. Als er vor dem Meßmerschen Hause vorfuhr, wurde er von einer Anzahl in Baden-Baden anwesender Franzosen, die sich auf dem Platze vor dem Konversationshause gruppiert hatten, mit dem Rufe „Vive l'empereur!" empfangen, eine Kundgebung, die bei der dichtgedrängten Bevölkerung eine feindselige Stimmung hervorrief. Diese machte sich nach dem kurzen Besuche des Kaisers bei der Prinzessin während der Abfahrt vor den Augen des Kaisers in unliebsamer Weise Luft. Veranlaßt durch den Lärm, trat der Regent auf den Balkon, um nach der Ursache zu sehen, und wurde bei seinem Erscheinen von der gesamten Menschenmenge mit brausendem „Hurra" empfangen, eine für den Kaiser peinliche Szene. Immerhin trug sie dazu bei, ihm die Lehre mit auf den Weg zu geben, daß er bei der süddeutschen Bevölkerung auf Sympathien wenig zu rechnen habe.

Der 16. Juni verlief hauptsächlich mit Besuchen und Gegenbesuchen des Kaisers und der deutschen Fürsten; um 12 Uhr hatte der Großherzog von Baden alle zu einem gemeinsamen Frühstück auf dem alten Schlosse vereinigt, wobei innerhalb der herrlich gelegenen Burgruinen unter freiem Himmel an kleinen Tafeln gespeist wurde. Am folgenden Morgen um 9 Uhr reiste der Kaiser nach Straßburg zurück.

Am Vormittag dieses 17. Juni traten zunächst die großdeutsch gesinnten Bundesfürsten zu einer Konferenz bei dem König Max von Bayern zusammen, um die mit Preußen schwebenden Streitfragen zu erörtern. Der Großherzog von Baden, den nationale Gesinnung und klare Einsicht in die politische Lage des Vaterlandes nach der preußischen Seite zogen, nahm an dieser Versammlung nicht teil. Ueber die kurhessische Frage vermochte man sich ebensowenig zu einigen wie über die Reform der Bundeskriegsverfassung. Und doch hatte sich eine solche während des vorjährigen Krieges als ganz unabweisbar erwiesen. Während damals süddeutsche Staaten Preußen wegen Verzögerung der Bundeshilfe angriffen, hatte der Prinzregent durch den General Gustav v. Alvensleben

festgestellt, daß die süddeutschen Kontingente nicht operationsfähig seien. Da auch die zur Aufstellung einer Rheinarmee bestimmten österreichischen Truppen fehlten, so waren nach der Schlacht von Solferino, als Oesterreich wiederholt dringend preußische Hilfe forderte, nur die gesamte preußische Armee und zwei deutsche Bundesarmeekorps, letztere notdürftig, verwendbar.

Diese einwandfreien Tatsachen benutzte der Prinzregent, um am 18. Juni in einer Versammlung, an der sämtliche in Baden-Baden anwesenden deutschen Souveräne teilnahmen, die Notwendigkeit einer gründlichen Reform klarzulegen. Nur die dringlichsten Verbesserungen in Organisation und Bewaffnung wurden eingehend erörtert, die schwierige Frage des Oberbefehls und die Regelung der Kommandoverhältnisse nur oberflächlich berührt. Der abgesehen von dem damaligen Herzog von Nassau einzige noch lebende Teilnehmer und Ohrenzeuge der damaligen Vorgänge, Großherzog Friedrich von Baden, vermag zu bezeugen, in wie maßvollem, wohlüberdachtem und patriotischem Rahmen sich die Vorschläge des Prinzen bewegten. Gleichwohl gelang es diesem nicht, die Zustimmung der Mehrzahl seiner Mitfürsten zu seinen Vorschlägen auf diesem wichtigen Gebiete zu erlangen. Die hohen Herren beschlossen, den Gegenstand zur Weiterberatung dem Bundestage zu überweisen, und vereitelten damit eine Reform, die sich als so dringend notwendig erwiesen hatte. Der leitende Gedanke war hierbei unverkennbar die Eifersucht auf Preußen, dessen Regent soeben dem Kaiser Napoleon gegenüber seine bundestreue Gesinnung so hochherzig kundgegeben hatte.

Am nächsten Tage begab sich der Prinz, von mir begleitet, in vierstündiger Wagenfahrt über den Schwarzwald nach Wildbad, um seine Schwester, die verwitwete Kaiserin Charlotte von Rußland, zu besuchen. Der Regent war erfüllt von den Eindrücken der Badener Tage, ganz besonders von dem Schlußakte, und sprach sich in seiner ruhigen, klaren Weise über den Verlauf aus. So befriedigt er über die maßvolle Haltung des Kaisers Napoleon war, der nunmehr sich über seine, des Prinzen, deutsche Gesinnung keiner Täuschung mehr hingeben könne, so unwillig äußerte er sich über den Mangel an patriotischer Opferwilligkeit, die Eifersucht und Kleinlichkeit der meisten deutschen Fürsten. Er entwickelte, auf das Jahr 1859 zurückgreifend, die Verhältnisse, die ihn zur Vorlage des Reformprojekts betreffs der Bundeskriegsverfassung veranlaßt hätten. Niemand sei mehr als er aus innerster Ueberzeugung geneigt, die Souveränitätsrechte seiner Mitfürsten zu achten, aber Erfahrungen wie die

gestrigen machten es ihm schwer, diesen Standpunkt aufrechtzuerhalten. Er fürchte, es werde der Augenblick kommen, wo die Regierungen, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, weit mehr würden opfern müssen, als was er gestern in geschäftsmäßiger, freundschaftlicher Verhandlung in Vorschlag gebracht habe. — Ich gewann den Eindruck, daß des Regenten Glaube an die Möglichkeit, auf friedlichem Wege Preußens deutsche Aufgabe zu lösen, einen starken Stoß erlitten hatte.

Auf Anregung des Königs Max von Bayern hatte Ende Juli der Regent in Teplitz, wohin ich ihn jedoch nicht zu begleiten hatte, eine Unterredung mit dem Kaiser Franz Joseph, wozu auf Verlangen des Prinzen der erste Schritt von Wien aus geschehen war. Wenn sie auch kein dauerndes Einvernehmen mit Oesterreich zur Folge haben konnte, so ist wenigstens in Wien die Bitterkeit, die Villafranca zurückgelassen, gemildert worden. Für den Regenten bedeutete aber Teplitz ebenso wie Baden-Baden die berechtigte Zurückweisung der Kritik, die seine Politik nach dem italienischen Feldzuge fand. Ein unmittelbarer Machtzuwachs wurde allerdings bei beiden Gelegenheiten für Preußen nicht erreicht; der Weg, der dazu nach der Ansicht mancher Ratgeber aus jener Zeit geführt hätte, war für den Regenten nicht gangbar. Er war weder mit seinem Charakter noch mit dem Standpunkte vereinbar, den er seit langen Jahren in der deutschen Frage offenkundig eingenommen und vor Beginn des österreichisch-französischen Krieges dem Erzherzog Albrecht in Berlin, in sinngemäßer Anwendung auf den Bündnisvertrag, klar ausgesprochen hatte, diesen für den Regenten bestimmenden Faktoren trug das abfällige Urteil jener Zeit keine Rechnung. Wer aber den damaligen Vorgängen als eingeweihter Augenzeuge beigewohnt hat, der konnte nach der Zusammenkunft in Baden-Baden nicht zweifelhaft sein, daß der Regent im preußischen und deutschen Interesse den einzig richtigen Weg eingeschlagen hatte. Sein damaliges viel getadeltes Verfahren war ein Glied in der Kette seiner großen deutschen Politik, deren Abschluß die Einigung Deutschlands durch den französischen Krieg bildete.

Von allen deutschen Fürsten, die vor fünfundvierzig Jahren Teilnehmer waren der denkwürdigen Versammlung zu Baden-Baden, die man als einen Nachklang der 1859er Wirren bezeichnen kann, lebt, wie schon gesagt, außer dem Großherzog von Luxemburg nur noch der Großherzog Friedrich von Baden. Er ist aber zugleich derjenige, der seit einem halben Jahrhundert den Kaiser Wilhelm und seine Nachfolger bei der Gründung und dem Ausbau des Reichs auf das wirksamste unterstützt, das

höchste Vertrauen des unvergeßlichen Herrn genossen hat und seine Denkungsweise, Absichten und Leistungen besser kennt als irgend sonst jemand im Deutschen Reiche. Wenn ich daher die Erzählung meiner in jenen Tagen aus untergeordneter Stellung gewonnenen Eindrücke und Anschauungen mit der Bemerkung abschließe, daß jener höchste und maßgebendste Beurteiler mir seine Zustimmung zu meiner Auffassung jener längstvergangenen Ereignisse ausgesprochen hat, so leuchtet ein, in wie hohem Maße mich dies mit Genugtuung und Dankbarkeit erfüllt.

Flügeladjutant des Königs Wilhelm 1861/63. Königin Augusta

Nach der Thronbesteigung König Wilhelms am 2. Januar 1861 wurde ich am 7. Januar zum Flügeladjutanten ernannt, ohne daß hierdurch eine Aenderung meiner dienstlichen Tätigkeit herbeigeführt worden wäre.

Im Herbst 1861 nahm ich an den Königsmanövern in meiner Heimatprovinz, in der Gegend von Grevenbroich, teil und machte im Anschluß daran eine Generalstabsübungsreise mit, die unter Leitung des Generalleutnants Freiherrn v. Moltke aus der Gegend von Euskirchen sich bis an die Mosel bei Bernkastel und Trier ausdehnte. Ihr war eine Kriegslage zugrunde gelegt, wie solche neun Jahre später, zu Beginn des französischen Krieges, zwecks Zusammenziehung des VII. und VIII. Armeekorps bei Trier beziehungsweise Birkenfeld, wirklich eintrat. An der Reise nahmen außer andern später bekannt gewordenen Offizieren namentlich auch Oberst v. Stosch, der nachmalige Chef der Admiralität, und Major v. Witzendorff, später kommandierender General des VII. Armeekorps, teil.

Mitte Oktober begleitete ich den König zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Königsberg (18. Oktober), bei welcher Gelegenheit ich zum Major befördert wurde.

In Berlin bewohnte der König, wie vordem der Prinzregent und später der Kaiser, sein Palais „unter den Linden". Als Arbeitszimmer benutzte er das bekannte, nach dem Opernhausplatz gelegene Eckzimmer; daneben lag zunächst das Vortragszimmer, demnächst das Fahnenzimmer, das man vom Portal des Palais aus zuerst erreichte. Im letztgenannten Zimmer wurden die sämtlichen Fahnen und Standarten der Garnison Berlin aufbewahrt.

Von den Adjutanten hatte abwechselnd einer den Dienst. Er meldete sich der Regel nach um 8 Uhr im Eckzimmer beim König zum Dienst und hatte dabei das Meldebuch mit dem Tagesprogramm vorzulegen, in das bei dieser Gelegenheit zuweilen noch nachträgliche Eintragungen gemacht wurden. Alle Personen, die zum Vortrag oder zu Meldungen im Palais erschienen, wurden zunächst in das Zimmer des Adjutanten geführt, der ihren Empfang beim König vermittelte. Meldungen erfolgten immer im Fahnenzimmer.

Die Vorträge dauerten meistens bis gegen 2 Uhr und wurden nur um Mittag auf wenige Minuten unterbrochen, da um diese Zeit dem König in seinem Arbeitszimmer ein einfaches Frühstück gereicht wurde, das er stehend einnahm. Gleichzeitig wurde auch dem diensttuenden Adjutanten ein kaltes Frühstück aufgetragen. Nach Schluß der Vorträge, also etwa um 2 Uhr, hatte man den König an den Wagen zu begleiten, der stets an der Rampe unter dem Uebergange zum Niederländischen Palais vorfuhr. Die Spazierfahrt unternahm damals der König immer allein und im offenen Zweispänner; erst nach den Attentaten des Sommers 1878 verstand sich der damals einundachtzigjährige Kaiser auf Bitten der Kaiserin und seiner Tochter, der Großherzogin, dazu, sich von einem Adjutanten begleiten zu lassen. Zur Benutzung eines geschlossenen Wagens war er jedoch ebensowenig zu bewegen gewesen, wie zu einer Aenderung bezüglich des einzuschlagenden Weges.

Um 5 Uhr fand das Diner statt, zwischen 8 und 9 Uhr wurde der Tee eingenommen. Meistens fuhr der König zwischendurch um 7 Uhr in die Oper.

Zum Tee waren fast immer Gäste geladen. Die kleinen Tees fanden bei der Königin in ihrem Teezimmer statt, die größeren Abendgesellschaften im Empfangssalon der Königin. Dazu kamen im Winter die Donnerstagsgesellschaften, zu denen jedesmal etwa achtzig bis hundert Personen der Hofgesellschaft herangezogen wurden. Sobald zum Diner oder zum Abend Gäste befohlen waren, erhielt auch stets der diensttuende Flügeladjutant eine Einladung.

Um 10 Uhr pflegte sich der König in sein Arbeitszimmer zurückzuziehen, um sich je nach den Umständen, oft bis in die tiefe Nacht hinein, wieder den Staatsgeschäften zu widmen oder auch seine Privatkorrespondenz zu erledigen. Die Gewohnheit, sich auf die Vorträge des folgenden Tages vorzubereiten, hatte zur Folge, daß diese den König bezüglich der meisten wichtigeren Vorlagen orientiert fanden.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß außerhalb Berlins, namentlich auf Badereisen, bei den großen Manövern und dergleichen die Tageseinteilung entsprechende Aenderungen erlitt, wenn auch die Erledigung der Staatsgeschäfte ihren ununterbrochenen Fortgang nahm. Bei militärischen Uebungen und Besichtigungen wurden stets sämtliche Adjutanten zum Dienst herangezogen.

In die zwei Jahre, die mir noch in der Umgebung des hohen Herrn beschieden waren, fielen zwei Reisen in das Ausland.

Im April 1862 wurde ich als Mitglied einer Kommission von sechs Kavallerieoffizieren,[1]) die unter Führung des Oberstleutnants v. Kerssenbroigk, Kommandeurs des Garde-Husarenregiments, stand, nach Oesterreich entsandt, um die unter dem Befehl des Obersten Baron Edelsheim[2]) stehende Freiwilligenbrigade zu sehen. Hervorgegangen aus dem ungarischen freiwilligen Kriegsaufgebot des Jahres 1859, bestand sie bei unsrer Ankunft aus drei Kavallerieregimentern zu acht Eskadrons, und zwar einem polnischen Ulanen- und zwei ungarischen Husarenregimentern, die in Ortschaften um Wien (Stockerau, Enns, Deutsch-Wagram und andern) untergebracht waren.

Oberst Baron Edelsheim hatte sich seit Jahren durch bahnbrechende, wenn auch viel angefochtene Reformen in der kriegsmäßigen Ausbildung der Kavallerie einen Namen gemacht und im italienischen Kriege an der Spitze des Husarenregiments König von Preußen die Richtigkeit seiner Grundsätze auf dem Schlachtfelde glänzend dargetan. Sie gipfelten in der Entwicklung der höchsten und dauernden Leistungsfähigkeit des Pferdes, in der Erziehung des Mannes zum selbständigen, kühnen und geschickten Reiter, in der Beschränkung der Uebungen auf das Einfache und Kriegsgemäße, unter Beseitigung aller Künsteleien. Mit ganz ausnahmsweise weitgehenden Befugnissen ausgestattet, hatte Oberst v. Edelsheim in seiner Brigade diese Grundsätze mit Einsicht und Energie zur Durchführung gebracht. Es war uns vergönnt, einen gründlichen Einblick in die Einzelausbildung von Mann und Pferd wie in die Leistungen der Truppenverbände zu tun, auch die Brigadereitschule in Wels eingehend zu besichtigen; dabei gewannen wir die Ueberzeugung, daß in den Freiwilligenregimentern bei Offizieren und Mannschaften ein echt kavalleristischer Geist sich Bahn gebrochen hatte und in der kriegsmäßigen Ausbildung Hervorragendes geleistet wurde. Dies vermochten wir um so mehr zu würdigen, als uns Gelegenheit geboten ward, auch andre Kavallerieregimenter, insbesondere in Wien und Pest zu sehen. Mit Anregungen mannigfachster Art und erfüllt von Dankbarkeit für das überall gefundene kameradschaftliche Entgegenkommen kehrten wir in die Heimat zurück.

---

[1]) Unter ihnen befand sich auch der vorerwähnte Major v. Witzendorff vom Generalstabe.

[2]) Baron Edelsheim, 1826 zu Karlsruhe in Baden geboren, kommandierte 1866 eine leichte Kavalleriedivision, ohne zu einer hervorragenden kriegerischen Tätigkeit zu gelangen, und erwarb sich große Verdienste als Reorganisator der österreichischen Kavallerie. Bis 1886 war er Höchstkommandierender in Ungarn.

Von August bis Dezember 1862 begleitete ich sodann den Prinzen Albrecht von Preußen, Bruder des Königs, nach dem Kaukasus zur Teilnahme an einem Kriegszuge gegen die Bergvölker. So vielseitig die Eindrücke waren, die wir auf militärischem wie ethnographischem Gebiete von jenem entlegenen Kriegsschauplatze heimbrachten, so entbehren sie doch des allgemeinen Interesses und liegen den Fragen zu fern, die mich bei meinen „Erinnerungen" besonders beschäftigen. — Als wir heimkehrten, hatte inzwischen Otto v. Bismarck-Schönhausen den Vorsitz im Staatsministerium und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen.

Im übrigen wurden diese Jahre militärisch und politisch in erster Linie ausgefüllt durch die Reorganisation der Armee und den daraus entstandenen Konflikt mit der widerstrebenden Volksvertretung. Ich habe in stiller Bewunderung die zähe, gewissenhafte Arbeit des Königs an dem großen Reformwerke beobachtet und habe gesehen, wie er sich in weiser Voraussicht das unentbehrliche Werkzeug schuf für seine späteren großen politischen Erfolge.

Wir erinnern uns jenes Abends im Schlosse zu Koblenz, wo der Prinz von Preußen nach den Erfahrungen des badischen Feldzuges und den trüben Tagen von Olmütz alle seine Kraft für die von ihm für unabweisbar erachtete Armeereform einsetzen zu wollen erklärte. Koblenz wurde nun die Werkstatt, wo er in stiller Arbeit die Reformpläne durchdachte und in vertrautem Kreise erörterte. Sie gipfelten in der Weiterentwicklung des Scharnhorstschen Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht durch eine der gestiegenen Bevölkerungsziffer entsprechende verstärkte Rekruteneinstellung, unter bedeutender Vermehrung der Cadres, sowie in einer innigeren Verschmelzung der Linie mit der Landwehr.

Wie der Prinzregent im Anschluß an die Mobilmachung des Jahres 1859 die große Reform ins Werk setzte, ist allgemein bekannt und hier nicht zu erörtern. Aber es sei darauf hingewiesen, daß er nicht Heeresstärke und gute Organisation allein als Bürgschaft für kriegerische Leistungen erachtete, sondern auch die Bewaffnung der Armee, eine zeitgemäße Taktik und gründliche Ausbildung der Mannschaften wie der Führer als gleichwertige Faktoren entscheidend zu fördern wußte.

Bereits 1849 waren einzelne Bataillone mit Zündnadelgewehren ausgerüstet und hatten sich damals sehr bewährt; doch trat später eine Stockung in der Durchführung der Bewaffnung ein zugunsten des Minié-Vorderladers, der bei König Friedrich Wilhelm IV. einflußreiche Vertreter fand. Der Klugheit und Festigkeit des Prinzen von Preußen war es gelungen, um

1855 diese Stockung zu überwinden und die gesamte preußische Infanterie zum bestbewaffneten Fußvolk der Welt zu machen, was sie bis nach dem böhmischen Feldzuge blieb.

Der Aenderung der Bewaffnung folgte die Aenderung der Taktik; an Stelle der unbeholfenen tiefen Kolonnen traten mehr und mehr die beweglichen Kompagniekolonnen in den Vordergrund, gleich geeignet zu ausgiebiger Feuerwirkung wie zu gewandter Benutzung des Geländes.

Diese Taktik erforderte geschickte Unterführer von sicherem eignem Urteil und Entschlußkraft, aber auch Vorgesetzte, die selbständiges Handeln und den Mut der eignen Verantwortung bei ihren Untergebenen zu fördern wußten, diese nicht mehr beschränkend, als zur sicheren Erreichung des Zweckes erforderlich war.

König Wilhelm war ein Menschenkenner, der mit sicherem Blick fast immer die richtigen Männer für die entscheidenden Stellen herausfand Während der langen Friedenszeit, die seiner Regierung vorausging, war namentlich in den höheren Dienstgraden das Offizierkorps teilweise überaltert, manche seiner Glieder weder felddienstfähig noch militärisch fortgeschritten. Die Durchführung der erforderlichen Verjüngung war damals in die Hand des Generals v. Manteuffel, Chefs des Militärkabinetts, des späteren Feldmarschalls, gelegt, der das Vertrauen seines Monarchen im höchsten Grade rechtfertigte und sich um die Armee unvergängliche Verdienste erwarb. Die glänzenden kriegerischen Erfolge beweisen, mit welch sicherem Urteil es ihm gelang, dem Könige die richtigen Männer vorzuschlagen. Aber die Entscheidung behielt sich nach sorgfältiger Prüfung der König vor. Er nahm jede Gelegenheit wahr, sich persönlich über die Fähigkeiten der höheren Offiziere ein Urteil selbst zu bilden, und durfte sich einer umfassenden Personalkenntnis in der Armee rühmen.

Es ist allgemein bekannt, wie schwer König Wilhelm unter dem Verfassungskonflikt gelitten hat, der aus der Heeresreform sich entwickelte. Er war gewiß von vornherein kein Freund der Verfassung gewesen, wie sie aus den Stürmen der Revolutionsjahre hervorging; aber nachdem die Entscheidung des Königs gefallen war, gedachte er ohne Rückhalt der nun einmal bestehenden Staatsform unbedingt gerecht zu werden. Der damalige Widerwille der Armee gegen das neue Recht erklärt sich aus der Tatsache, daß ihr die Verfassung als ein Zugeständnis des in den Märztagen besiegten Königtums an die siegreiche Revolution erschien. Wir Offiziere, jung wie alt, wir hatten damals sämtlich dieselbe Empfindung. Es gehörte die ganze Weisheit des Prinzen von Preußen und Königs Wilhelm, seine

Ehrfurcht vor den Gesetzen und vor der Unantastbarkeit des gegebenen Wortes dazu, um die innere Abneigung, die er gewiß wie die ganze Armee empfand, zu überwinden und die Achtung vor den Gesetzen immer in den Vordergrund seiner Entschlüsse zu stellen. Wer solche Momente schwerster Gewissensprüfung mit dem Könige erlebt hat, der besitzt das Verständnis der inneren Kämpfe, die während seiner Regierungszeit seinen wichtigsten Entscheidungen jedesmal vorangingen. Den Sieg über seine manchmal schweren Bedenken verdankte er seiner Ueberzeugungstreue, seinem Pflichtgefühl, seiner Erkenntnis dessen, was in jedem Augenblicke Preußen not tat, und seinem unerschütterlichen Vertrauen auf die Ratschläge des großen Staatsmannes, der während eines Menschenalters seinem Könige über viele Augenblicke ernster Krisis hinweghalf.

Das segensreiche, langjährige Zusammenwirken des Königs und Kaisers mit seinen vornehmsten Ratgebern war ja der größte Faktor für die Schöpfung des Deutschen Reiches. Aber diese in der Geschichte einzige Erscheinung hat nach dem Tode des Kaisers die Frage hervorgerufen, welcher Ruhmesanteil Kaiser Wilhelm an dem Einigungswerk gebühre. Ich gestehe, daß ich, obgleich ich die große Zeit miterlebte, an diese Frage niemals gedacht habe. Ich war stets von solcher Bewunderung für das gemeinsame Werk und für die Verdienste aller Mitarbeiter erfüllt, daß mir der Gedanke einer Abwägung des Ruhmes fern lag. Mögen unsre Nachkommen, für die wir gekämpft haben, niemals vergessen, daß es die neidlose Eintracht war, welche die Nation zum Siege geführt hat!

Ich glaube fest, daß Kaiser Wilhelm das auserkorene Werkzeug der Vorsehung war, um Deutschland nach langer Zerrissenheit über die Kluft der konfessionellen Zwietracht, des deutschen Erbübels, an das Ziel seiner geschichtlichen Bestimmung zu führen. Es gehörte dazu die Vereinigung der Eigenschaften, die sich in dem Charakter des Königs zusammenfanden. Pflichttreu[1]) und furchtlos, weise und vorsichtig, achtungsvoll vor fremden

[1]) Die unbedingte Pflichttreue, auch in den kleinsten Dingen, übte der Kaiser bis in sein höchstes Alter; aber er verlangte auch ein Gleiches von jedem seiner Untergebenen.

Als ich 1884 die 5. Division in Frankfurt a. O. kommandierte, hielt der Kommandeur des Grenadierregiments Nr. 12 in den ersten Tagen des Januar bei schneidender Kälte und scharfem Winde eine größere Felddienstübung ab, die zu untersagen meine Pflicht gewesen wäre. Bei der einstündigen Besprechung, während die Mannschaften in der Lage waren, sich durch Bewegung zu schützen, erfroren mehreren Offizieren die Glieder, mir die Füße, so daß ich durch den General à la

Rechten, flößte er auch seinen Gegnern Vertrauen zu seiner Gerechtigkeit und zu der Zuverlässigkeit seines Wortes ein. Von allen seinen Eigenschaften die unentbehrlichste für die Erfüllung seiner Aufgaben war wohl die Fähigkeit, für jedes Geschäft den rechten Mann zu finden, seine Geschicklichkeit, das Zusammenwirken seiner Mitarbeiter durch Beseitigung unvermeidlicher Reibungen zu fördern, und die unvergleichliche Bescheidenheit, jeder Leistung vor der seinigen nach außen den Vorrang zu lassen.

So ausgestattet, hat Kaiser Wilhelm in schweren Momenten seinem Volke den Frieden bis an die äußerste Grenze vaterländischer Ehre und Sicherheit erhalten, hat, sobald diese Grenze erreicht war, mit Entschlossenheit zum Schwerte gegriffen und dieses siegreich geführt. Er hat im Glücke Maß gehalten und hat endlich im Gottvertrauen eine Regentenlaufbahn beschlossen, der in der Geschichte wohl wenige vergleichbar sind.

Dies ist in großen Zügen das Bild des Kaisers, wie es sich in seiner schlichten Größe mir unauslöschlich eingeprägt hat.

„Wie auch die Geschlechter der Menschen kommen und gehen," sagt Sybel, „immer wird sein Andenken die Herzen seines Volkes erwärmen, und mit stiller Sehnsucht werden unsre Enkel auf den guten Kaiser Wilhelm zurückblicken."

Von den dreißig Jahren, die ich als Flügel- und Generaladjutant seinem Hauptquartier angehörte, habe ich zwölf Jahre in der unmittelbaren Umgebung des Herrschers, die übrige Zeit in auswärtigen Stellungen und Verwendungen zugebracht. Wenn mir also achtzehn Jahre die Gelegenheit

---

suite Grafen Lehndorff dem Kaiser melden lassen mußte, ich könne zu dem bevorstehenden Ordensfeste, zu dem ich befohlen war, nicht erscheinen.

Einige Tage später war ich, einigermaßen wiederhergestellt, zum Tee bei der Kaiserin geladen, wo auch der Kaiser, seiner Gewohnheit gemäß, auf eine Stunde erschien. Als er sich gegen 10 Uhr in sein Arbeitszimmer zurückzog, winkte er mir, ihm zu folgen, und fragte mich, bei welcher Gelegenheit mir die Füße erfroren seien, ob noch andern Offizieren ein Gleiches begegnet sei, ob auch Mannschaften an ihrer Gesundheit Schaden gelitten hätten, und ob ich die Kabinettsorder nicht kenne, die bei derartiger Kälte jede Uebung im Freien untersage. Auf meine Antwort, daß ich die fragliche Order wohl kenne, an sie aber damals nicht gedacht habe, erwiderte der Kaiser in sehr ernstem Tone: „Es ist schlimm, wenn Offiziere in so hoher Stellung meine Befehle nicht kennen oder sich ihrer nicht erinnern. Ich muß Ihnen dies sehr ernstlich verweisen. Wenn Sie nicht selbst für Ihre Unterlassung bestraft worden, die Mannschaften aber ohne Schaden davongekommen wären, würde ich es bei diesem Verweise nicht bewenden lassen können."

Damit war ich entlassen. — Nach zwei Tagen erhielt ich meine Ernennung zum kommandierenden General des VIII. Armeekorps in Koblenz.

täglichen persönlichen Verkehrs gefehlt hat, so habe ich doch auch in dieser Zeit trotz der räumlichen Entfernung nicht aufgehört, in nahen Beziehungen zu meinem Kriegsherrn zu stehen. Daß diese Beziehungen nicht im entferntesten den Charakter einer „politischen Vertrauensstellung" hatten, das weiß jeder, dem aus persönlichem Verkehr bekannt ist, daß eine der hervorragendsten Regenteneigenschaften des großen Kaisers die Achtung vor dem „Ressort" war.

Er duldete niemals die Einmischung unberufener Personen in Angelegenheiten, die nicht ihres Amtes waren. Mein militärisches Dienstverhältnis zum Regenten hat mir also niemals den Einblick in Verhältnisse gestattet, die nicht zu meinem Ressort gehörten.

Anderseits hat eine dreißigjährige Dienstzeit, während der er mich auch in der Ferne dienstlich stets unter Augen hatte, mir sein Vertrauen erworben.

Als Beweis dafür darf ich wohl meine häufige Kommandierung zu wichtigen militärischen und politischen Aufträgen und vor allem meine stufenweise Beförderung zum Befehlshaber von Truppenteilen anführen, die dem Kaiser nahestanden oder die sich in den Feldzügen besonders ausgezeichnet hatten.

So betrachte ich als die letzte und höchste Auszeichnung, die mein alter Kaiser mir verlieh, die Ernennung zum kommandierenden General meines heimatlichen Armeekorps, dessen Erziehung jahrelang unter seinen Augen stattfand und das im letzten Feldzuge ruhmvoll von unserm hochverehrten Führer, dem General v. Goeben, kommandiert wurde.

Daß damit der Kaiser mir zugleich Koblenz als meinen künftigen Wohnsitz anwies, sah ich bei meiner Ernennung zum kommandierenden General als einen besonderen Gnadenbeweis an, weil die Kaiserin Augusta alljährlich mehrere Monate in Koblenz verweilte. Mir wurde dadurch Gelegenheit gegeben, die seit Jahren ausgeübte Tätigkeit der hohen Frau für die Interessen der Rheinprovinz zu beobachten.

Auch setzte mich mein dienstliches Verhältnis zu dem Grenadierregiment „Königin Augusta" instand, die nach jeder Richtung vorbildliche Fürsorge des hohen Chefs für das Regiment kennen zu lernen.

Sechs Jahre lang ist mir das Glück zuteil geworden, den wohltätigen Einfluß der Kaiserin in Koblenz und in der Provinz zu sehen. Sie brachte Jahr für Jahr mehrere Wochen des Frühsommers und des Spätherbstes in der von ihr besonders geliebten Stadt zu. Fast täglich mit einer Einladung zur Tafel beehrt, war es mir vergönnt, einen tiefen Ein=

blick in den Charakter und die Individualität der Kaiserin zu tun; denn sie benutzte diese Gelegenheiten, alles, was ihr auf dem Herzen lag, zu erörtern und namentlich Vorgänge und Zustände in der Rheinprovinz zur Besprechung zu bringen.

Wenn seit dem ständigen Aufenthalte des Prinzen und der Prinzessin von Preußen von 1850 bis 1857 die warme Anhänglichkeit der Rheinländer an die Dynastie und das preußische Gesamtvaterland stets gewachsen ist, so gebührt der Prinzessin an diesem Erfolge kein unwesentlicher Teil des Verdienstes. Sie ließ nicht nach, die Vaterlandsliebe der Bevölkerung in allen Kreisen, die ihr zugänglich waren, zu pflegen und zu befestigen. Durch ihren Wohltätigkeitssinn, ihre Barmherzigkeit, ihren unermüdlichen Eifer, sich überall der Bedrängten und Notleidenden anzunehmen, hat sie sich ein unvergängliches Denkmal in den Herzen der Bevölkerung gesetzt.

Ihre tiefe Religiosität, deren schlichter Charakter ein festes Band zwischen ihr und ihrem Gemahl war, trieb sie an, den christlichen Sinn in allen Schichten ohne Unterschied des Bekenntnisses zu fördern. Jeder Konfessionsstreit, jeder Fanatismus, jede Verfolgung auf religiösem Gebiete war ihr verhaßt; wenn sie festhielt an ihrem evangelischen Glauben, den sie im Leben und im Tode unerschütterlich bekannt hat, so würdigte sie anderseits in ihrem Rechtsgefühle voll die religiösen Empfindungen des katholischen Teils der Bevölkerung, dessen Bedürfnisse und Wünsche sie genau kannte. Von diesem Standpunkte aus beklagte sie, wie die konfessionelle Spaltung unsrer Nation überhaupt, so insbesondere den kirchlichen Zwist, der nach dem französischen Kriege während einer Reihe von Jahren eine so große und unheilvolle Rolle in der innern deutschen Politik spielte. Wenn ihr politischer Scharfblick sie auch erkennen ließ, daß nach der Neugestaltung des Deutschen Reichs die Regierung einem Konflikt mit den kirchlichen Gewalten sich nicht entziehen konnte, so beklagte sie doch in nationalem und kirchlichem Interesse die auf beiden Seiten begangenen Fehler und Uebertreibungen. Wie sie keine Gelegenheit vorübergehen ließ, zum Frieden zu mahnen, so verkannte sie auch nicht das Verdienst des leitenden Staatsmannes, den Versöhnungsweg eingeschlagen zu haben, sobald der Papstwechsel dazu die Gelegenheit bot.

In mehr als dreißigjährigem Verkehre habe ich die hervorragenden Eigenschaften der Kaiserin Augusta kennen und schätzen gelernt. Sie war eine der ausgezeichnetsten Frauen, denen ich begegnet bin.

Welcher Sterbliche ist aber frei von Eigenheiten und Schwächen, und warum sollte die Kaiserin eine Ausnahme gemacht haben? Uebrigens

kannte sie ihre Schwächen selbst am besten und gab sie in vertrauten Gesprächen bereitwillig zu. Man hat ihr in manchen Kreisen ihre Vorliebe für das Fremdländische zum Vorwurf gemacht. Sie war sich derselben bewußt und erklärte sie aus den Gewohnheiten am weimarischen Hofe und aus ihrer Erziehung, bei welcher der Gebrauch der französischen Sprache vorgeherrscht habe.

Derartige Eigenheiten reichen nicht aus, ihr Bild für die Nachwelt zu entstellen, wenn die Kaiserin mit Wohlwollen geschildert wird. Es kann aber zur Karikatur verzerrt werden, wenn das Gegenteil stattfindet.

Die Kaiserin war eine tatkräftige Natur, voller Leidenschaft, mit scharfem Verstande begabt; sie ging ungestüm vorwärts, wenn sie die höchsten Interessen der Menschheit oder das Wohl ihres Vaterlandes bedroht glaubte.

Ihre Gegner haben ihr aus solchem Vorgehen vielfach den Vorwurf gemacht, daß sie geneigt gewesen sei, einen selbständigen politischen Einfluß ohne Genehmigung oder gar im Widerspruche mit ihrem hohen Gemahl auszuüben. Ich bin nicht imstande, über diese vielbesprochene Frage auf Grund eigner Beobachtung eine selbständige Meinung auszusprechen, denn ich habe in meinen militärischen Dienststellungen der Politik größtenteils ferngestanden. Wo aber der Zufall es mit sich brachte, daß ich in wichtigen politischen Momenten in die Nähe der Kaiserin kam, da habe ich sie in Uebereinstimmung mit dem Kaiser, voll Verständnis für die Interessen des Vaterlandes und für die Wahrung seiner Ehre gefunden. Solche Momente sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben.

Ich erinnere mich, einer Unterredung zwischen ihr und dem General v. Schreckenstein in Koblenz im Dezember 1850 als Zeuge beigewohnt zu haben. Es handelte sich um die damals brennende Frage — um die Katastrophe von Olmütz. Die Prinzessin stand unter denselben Eindrücken der politischen Vorgänge wie ihr Gemahl. Erfüllt von derselben Vaterlandsliebe, demselben lebhaften Gefühl für Preußens Ehre, verständnisvoll für Preußens Aufgaben, pflichtete sie dem Urteile des Prinzen über die damalige Lage vollkommen bei; aber sie gab gleichzeitig der weiblichen Empfindung Ausdruck, daß auch der gerechteste Krieg sie mit Entsetzen erfülle, und daß bei jedem politischen Konflikte sie der Hoffnung friedlicher Verständigung zwischen den Regierungen nicht entsagen wolle, damit den Völkern die Leiden des Krieges erspart blieben. Ein naturgemäßer Gegensatz zwischen Männerurteil und einer Empfindung, die sich in jeder edeln weiblichen Natur wiederfindet. Die normale Lösung ist, daß die Männer den Krieg

wenn er unvermeidlich ist, beschließen und führen, die Frauen aber die Leiden des Krieges zu mildern bestrebt sind.

Die bewunderungswürdige Aufopferung, das hervorragende Talent, mit denen die Kaiserin Augusta ihren hohen Beruf auf diesem Gebiete während dreier Kriege erfüllt hat, sichern ihrem Namen bei Siegern und Besiegten ein unvergänglich gesegnetes Andenken.

Wie beim Kaiser, so war auch bei der Kaiserin die Pflichttreue bis zum Tode neben einer aus ihrem Glauben entspringenden Furchtlosigkeit der Grundzug ihres selbstlosen Wesens. Wie der Kaiser, so starb auch die Kaiserin in der Pflichterfüllung.

Am 17. Dezember 1889, drei Wochen vor ihrem Tode und wenige Tage vor ihrer Abreise nach Berlin, wo sie das Weihnachts- und Neujahrsfest im Kreise ihrer Familie verleben wollte, bin ich von der Kaiserin im Schlosse zu Koblenz zum letzten Male empfangen worden. Ein großer Teil des Gesprächs galt dem Wohle der Provinz, die ihr besonders am Herzen lag. Wenn sie bei diesem Abschiede auch nicht zu ahnen schien, daß sie die Stätte ihres langjährigen segensreichen Wirkens nicht wiedersehen würde, so lag doch in ihren Worten und ihrer ganzen Erscheinung ein tiefer Ernst, der durch die offensichtige Gebrechlichkeit ihres Körpers bei mir erhöht wurde und das Schlimmste befürchten ließ.

In Berlin, wohin auch ich bald abreiste, verliefen die Festtage äußerlich genau so wie zu Lebzeiten des alten Kaisers. Das zweite Mal verlebte die achtundsiebzigjährige Kaiserin den Neujahrstag ohne die Anwesenheit ihres Gemahls und ihres Sohnes, des Kaisers Friedrich. Welche Gemütsbewegung diese Erinnerungstage in ihrem geschwächten Organismus hervorriefen, haben damals nur diejenigen Personen empfunden, die seit langen Jahren diese Tage mit ihr verlebt hatten. Der schwergeprüften Mutter zur Seite zu stehen, hatten sich der Großherzog und die Großherzogin von Baden in Berlin eingefunden. In altgewohnter Weise brachten die kaiserliche Familie und der Hof ihre Glückwünsche dar; aus den Provinzen waren zu gleichem Zwecke die höchsten Würdenträger, insbesondere auch die kommandierenden Generale erschienen. Als wir Alten das Palais verließen, taten wir es in der wehmütigen Gewißheit, daß das Leben der Kaiserin Augusta, der Vertreterin der vergangenen großen Zeit, sich dem Abschlusse zuneige.

Am 3. Januar reiste der Kaiser, einer Jagdeinladung meines Schwagers, des Fürsten Hatzfeldt, folgend, nach Trachenberg. Obwohl gleichfalls eingeladen, lehnte ich die Fahrt mit dem kaiserlichen Sonderzuge ab, um erst

in der Nacht nachzufahren, denn die Kaiserin Augusta hatte die kommandierenden Generale zu diesem Tage zur Tafel befohlen, wobei ich keinesfalls fehlen wollte.

Am Nachmittage erschien in meinem Absteigequartier, dem Monopolhotel, ein Lakai der Großherzogin mit dem Auftrage, mich sofort in das Palais zu rufen. Ich fand im Salon der Kaiserin diese in ihrem Sessel sitzend, tief gebrechlich. Die Großherzogin, vor ihr stehend oder kniend, trat mir entgegen und äußerte, ihre Mutter, die nicht mehr auf langes Leben rechne, habe den lebhaften Wunsch, vor ihrem Ende von den Kriegsgefährten ihres Gemahls Abschied zu nehmen. Sie, die Großherzogin, finde dieses Verlangen ganz berechtigt, habe aber den Wunsch, die Kaiserin möge sich während der Tafel durch sie und den Großherzog vertreten lassen und erst nachher unter den Generalen erscheinen. Ihre Mutter sehe in dem Verzicht eine Konzession an ihre Krankheit, die außerhalb ihrer Gewohnheit liege und die sie im Hinblick auf den heimgegangenen Kaiser nicht machen wolle. „Helfen Sie mir, die Kaiserin zu bewegen, daß sie sich schont und diese Konzession macht.“ Den nochmaligen ergreifenden Bitten ihrer Tochter, denen ich mich anschloß, gelang es endlich, die Kaiserin zum Nachgeben zu bewegen.

Als wir abends zur Tafel versammelt waren, erschien die Kaiserin in ihrem Rollstuhl, um an uns etwa folgende Worte zu richten:

„Meine Herren, meine Gesundheit gestattete es mir nicht, an dem Zusammensein mit Ihnen in der Ausdehnung mich zu erfreuen, wie es meine Absicht ursprünglich war. Erst jetzt kann ich kommen, um Ihnen auszusprechen, was ich heute den Kriegsgefährten des verstorbenen Kaisers gegenüber empfinde. Es war mir ein Bedürfnis, mit Ihnen zusammen noch einmal zurückzublicken auf das, was der Kaiser für die Armee und das Vaterland getan hat. Sie alle sind seine treuen Gehilfen gewesen bei der Schöpfung der Armee, mit der er seine Siege erfochten und das neue Deutschland gegründet hat. Ich weiß, daß diese Erinnerungen die heiligsten Ihres tatenreichen Lebens sein und bleiben werden, und fordere Sie auf, in seinem Sinne weiterzuarbeiten, solange Sie in Ihren Stellungen zu wirken berufen sind. Gott schütze unsern jungen Kaiser, der ausersehen ist, das ruhmvolle Werk seines Großvaters fortzusetzen und zu befestigen. Gott segne unser Vaterland.“ — Tief ergriffen traten wir einer nach dem andern, der neunzigjährige Feldmarschall v. Moltke zuerst, an die Kaiserin heran, um Abschied zu nehmen.

Man wird verstehen, daß nach solchen Eindrücken die unter dem Vor-

sitze des Großherzogs und der Großherzogin nunmehr stattfindende Tafel in erschütternder Stille verlief. Nach ihrem Abschluß ließ die Kaiserin noch den General v. Albedyll, den langjährigen getreuen und vertrauten Diener des heimgegangenen Kaisers, zu sich rufen, um ihm noch besonders Lebewohl zu sagen.

Am 6. Januar kehrte ich von Trachenberg nach Berlin zurück. Schon 5 Uhr früh des andern Tages ließ mich der Kaiser ins Palais rufen, wo man dem baldigen Ende der Kaiserin entgegensah. Sie lag den Tag über meist in einem ruhigen Schlummer, bis sie gegen Abend 5 Uhr, umgeben von ihrer Familie und ihren treuen Dienern, ohne Kampf zum ewigen Frieden einging. Sie starb, wie sie gelebt hatte, gläubig und furchtlos, ein unvergeßliches Beispiel eines christlichen Heimganges für alle, die ihr Lager umstanden.

Weit entfernt bin ich davon, das geschichtliche Urteil über die großangelegte Persönlichkeit der Kaiserin der Nachwelt verkünden zu wollen. Dazu mangelt mir die Autorität und mit ihr die Berechtigung. Aber niemals wird das deutsche Volk, in seiner Erinnerung an die große Kaiserzeit, den Kaiser von seiner Gemahlin trennen, die ihm allezeit eine treue Gefährtin war. Mögen auch Urteile aus sturmbewegter Zeit einzelne Schatten auf ihr Bild geworfen haben — ihre heroische Gestalt wird im Herzen der dankbaren Nation unzerstörbar ihren Platz behaupten.

Die dreißigjährigen ununterbrochenen Beziehungen, die mich in meinen verschiedenen Dienststellungen mit der Prinzessin von Preußen, der Königin und Kaiserin verbanden, ja schon allein die Erinnerung an die erwähnten geschichtlichen Momente lassen mich auf mein Leben als ein wertvolles zurückblicken; sie verpflichten mich aber auch, hier meinem gewissenhaft erwogenen Urteil über die Kaiserin Augusta Ausdruck zu geben. Nicht allein um des Zweckes willen, der mich bestimmt hat, meine Erinnerungen zu schreiben, sondern auch, weil ich weiß, daß viele meiner Zeitgenossen und Landsleute, insbesondere auch meine alten Kameraden vom Regimente „Königin Augusta“, die sich mit mir in der unwandelbaren Verehrung für die heimgegangene Kaiserin eins fühlen, eine solche Aussprache seit langer Zeit von mir erwarten.

Militärattaché in Paris 1863/64

Im Frühjahr 1863 wurde ich zur Vertretung des in Mexiko befindlichen Militärattachés Oberstleutnants Stein v. Kaminski[1]) nach Paris kommandiert. Nachdem der Oberstleutnant aus Mexiko zurückgekehrt war, erfolgte gleichzeitig mit seiner Rückberufung nach Berlin meine Ernennung an seiner Stelle. Am 22. März trat ich mein Kommando an.

Ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung hatte sich, wie schon erwähnt, wenige Monate vor meiner Uebersiedlung nach Paris vollzogen. Nachdem König Wilhelm den militärischen Teil seiner Armeereform vollendet hatte, beauftragte er mit der gesetzlichen Durchführung, gegenüber dem widerstrebenden Abgeordnetenhause, den bisherigen Botschafter in Paris, Otto v. Bismarck, und ernannte ihn am 26. September 1862 zum Ministerpräsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Der Monarch hoffte in ihm den rechten Mann für die Durchführung derjenigen Politik gefunden zu haben, der bereits der Prinz von Preußen kurz nach Olmütz in seiner klassischen Denkschrift vom 20. Februar 1851 einen so klaren Ausdruck gegeben hatte (Poschinger, Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858, I. Band). Der Grundgedanke dieser Denkschrift gipfelte in der Forderung, die deutschen Einzelstaaten nach Ausschluß Oesterreichs „unter Preußens Einfluß und Leitung" auf der Grundlage des verstärkten preußischen Heeres zu einem wehrhaften, mächtigen, achtunggebietenden Bundesstaate zu vereinigen.

Frankreich war seit dem Pariser Friedenskongreß 1855 unbestritten die erste Großmacht; auch zur Zeit des Beginns meines Kommandos liefen die Fäden der europäischen Politik noch in der Hand des Kaisers Napoleon zusammen. Daher blieb damals auch Paris das Hauptfeld für die diplomatische Tätigkeit des Ministers v. Bismarck wie für die politischen Entscheidungen des Königs.

Der Kaiser Napoleon hatte durch die siegreichen Kriege gegen Rußland und Oesterreich die nationale und kriegerische Eitelkeit der Franzosen, im Anschluß an die Ruhmesüberlieferungen seines Oheims, glänzend befriedigt. In der inneren Politik hatte er allerdings die Rechte und Frei-

---

[1]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der 13. Division in Münster.

heiten der Nation wesentlich eingeschränkt; doch die Erfolge seiner klugen Handels- und Finanzpolitik, die Zunahme des Nationalreichtums, das materielle allgemeine Wohlbefinden ließen das Volk die Einschränkungen vorläufig verschmerzen. Der Kaiser wußte jedoch, daß die Nation, um zufrieden zu bleiben, nicht unbeschäftigt sein durfte. Die Besorgnis, „la France s'ennuie," war eine der Triebfedern, die eine Unternehmung nach der andern in Szene setzten. So hatte der Kaiser 1862 die mexikanische Expedition begonnen, 1863 die polnische Frage in Fluß gebracht. Selbstverständlich mußte angesichts einer solchen Haltung Frankreichs die Kriegstüchtigkeit der französischen Armee einer der Hauptfaktoren sein, mit denen die leitenden Staatsmänner aller andern Staaten zu rechnen hatten.

Preußischer Botschafter in Paris war seit einigen Monaten, als Nachfolger Bismarcks, Graf Robert Goltz, ein jüngerer Bruder des langjährigen Adjutanten Kaiser Wilhelms, des Grafen Karl Goltz, mit dem der Prinz von Preußen nach den Märztagen 1848 nach England ging und seitdem in unverändert vertrauten Beziehungen blieb. Als Graf Robert Goltz zum Botschafter in Paris ernannt wurde, war er erst 46 Jahre alt, hatte aber als Leiter der Wochenblattspartei und Gegner des Ministeriums Manteuffel, dem Prinzen von Preußen nahestehend, schon eine bedeutende politische Rolle gespielt, auch auf diplomatischem Gebiete als Gesandter in Athen, Konstantinopel und Petersburg sich bewährt.

Graf Goltz war von kleiner, kräftiger Gestalt; sein unschönes Gesicht mit dem rotblonden Kopfhaar wurde belebt durch kleine, durchdringende Augen. Temperamentvoll und selbstbewußt, von großer Arbeitskraft, staatsmännisch hervorragend geschult, entwickelte er auf seinem wichtigen Pariser Posten einen ungewöhnlichen Scharfblick und eine seltene Begabung. Heiter und jovial, ein vortrefflicher Gesellschafter, war er überall beliebt; die Fähigkeit, auf seinen gesamten Verkehr, einschließlich des Kaisers, einen ungewöhnlich starken Einfluß auszuüben, trat jederzeit augenfällig hervor. Selbst mit der antipreußisch gesinnten Kaiserin, für die er stets eine besondere Verehrung an den Tag legte, stand er auf vertrautem Fuße und erfreute sich ihrer besonderen Gunst.

Mit seinem Chef, dem großen Minister, der seine diplomatischen Fähigkeiten hochschätzte,[1]) war er in jüngeren Jahren nahe befreundet gewesen.

---

[1]) Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, I. Bd., S. 93: „ein Mann von ungewöhnlicher Befähigung und Tätigkeit" ... „er hatte das Zeug zum Minister, weil er Patriotismus und Charakter besaß, freilich auch Zorn und Galle, die sich

Wenn dieses Freundschaftsverhältnis der beiden Männer während ihrer bedeutungsvollen gemeinsamen politischen Tätigkeit 1863 bis 1869 durch manche Reibungen und Konflikte getrübt wurde, so fanden sie sich doch stets zusammen zu dem gemeinsamen Ziel — Preußens Erhebung und Deutschlands Einigung unter der Leitung des Königs.

Unter einem solchen Botschafter ging ich an meine verantwortungsvolle, jedoch rein militärische Aufgabe, mir ein zutreffendes Urteil über die Organisation, Ausbildung und Führung der französischen Armee zu bilden. Dienstlich war ich als abkommandierter Flügeladjutant dem Grafen Goltz nicht untergeordnet, hatte vielmehr unmittelbar an den König zu berichten. Aus dem Kabinett des Königs gingen nach Allerhöchster Bestimmung die Berichte an das Ministerium des Auswärtigen, den Generalstab, das Kriegsministerium. Außerdem stand ich in fortgesetztem brieflichen Verkehr mit den jeweiligen Abteilungschefs im Kriegsministerium und Generalstab, namentlich mit dem Chef der 3. (französischen) Abteilung des Großen Generalstabes, Obersten v. Döring,[1]) und dem Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements, Generalmajor v. Podbielski.[2])

Unter gewissenhafter Beobachtung dieser vom Könige gegebenen Befehle erachtete ich es jedoch im dienstlichen Interesse liegend, dem von mir hochverehrten Botschafter alle Schriftstücke (Immediatberichte, Dienstschreiben und Privatbriefe, sobald sie für ihn von Interesse sein konnten, vor ihrem Abgange vorzulegen. Auf diesem Wege gelang es mir, das volle Vertrauen des Botschafters mir während meiner ganzen Kommandozeit zu erhalten; und wenn es mir vergönnt war, auch die Allerhöchste Zufriedenheit zu erwerben und zu bewahren, so war das Vertrauen des Botschafters, der mir bis zu seinem Tode nahe befreundet geblieben ist, der Hauptfaktor dieses Erfolges.

Es gelang mir, mich mit Hilfe der vielen Beziehungen, die ich vorfand oder bald anknüpfte, schnell zu orientieren. Dabei kam mir meine ausgedehnte französische Verwandtschaft (Herzogin von Sagan, Marschall Graf Castellane, Senator Baron Heeckeren u. a.) sehr zustatten und eröffnete mir schnell den Verkehr in allen mir erwünschten, namentlich militärischen Kreisen. Am häufigsten verkehrte ich mit meinen militärischen

---

vermöge der ihm innewohnenden Energie als Subtrahenda von seiner praktischen Leistung geltend machten."

[1]) Am 16. August 1870 als Generalmajor und Kommandeur der 9. Infanteriebrigade bei Vionville gefallen.

[2]) 1879 als General der Kavallerie und Generalinspekteur der Artillerie gestorben.

Kollegen, dem russischen Militärattaché Prinzen Wittgenstein, dem englischen Obersten Clermont, sowie in den letzten Jahren meines Kommandos, 1865 bis 1867, seitdem sich für Preußen das italienische Bündnis gegen Oesterreich anbahnte, auch mit dem italienischen Obersten Grafen Vimercati. Mit dem Obersten Saget, einem schon früher erwähnten hervorragenden Offizier, der während des italienischen Feldzuges 1859 dem kaiserlichen Hauptquartier zugeteilt und jetzt Abteilungschef im Kriegsministerium war, stand ich in nahen, für mich sehr wichtigen und interessanten Beziehungen.

Für alle meine Studien und Beobachtungen diente mir als schätzbarer Leitfaden und Grundlage eine im Generalstabe ausgearbeitete Denkschrift, welche die damalige Organisation der französischen Armee und ihre Schwächen klar darlegte und mich niemals irregeführt hat. Ihr Verfasser war der damalige Major v. Wichmann[1]) vom Großen Generalstabe.

Noch immer ergänzte sich die französische Armee nach den Rekrutierungsgesetzen von 1832 und 1855 und durch Stellvertretung.[2]) Aus diesem Grundübel entsprangen die meisten andern früher geschilderten Mängel. Da das Land keine ständige der Kriegsformation angepaßte Friedensgliederung besaß und der Uebergang vom Friedens- zum Kriegsfuße sowie der Eisenbahntransport der Truppen der gründlichen Vorbereitung entbehrten, so war die Regierung unfähig, rasche, energische und einheitliche Unternehmungen ins Werk zu setzen. Mit einem Worte: man war nicht kriegsbereit. Hierzu kam, daß die verhängnisvolle Expedition nach Mexiko, die unaufhörlich Sendungen von Ersatzmannschaften, Munition und Vorräten aller Art verlangte, die Kraft des Heeres wesentlich schwächte, ohne daß sich die Aussicht auf einen Erfolg jenseits des Meeres bot. — Alle diese Schäden waren im preußischen Generalstabe genau bekannt.

Als ich mich 1863 zum ersten Male in das Lager von Châlons begab, das 1856 vom Kaiser für Uebungszwecke errichtet war, fand ich meine Vermutungen über die geringe Effektivstärke der Truppen, die mangel-

---

[1]) Im Kriege 1866 Kommandeur des 2. Schlesischen Dragonerregiments Nr. 8, 1870/71 Chef des Generalstabes des II. Armeekorps, 1886 als kommandierender General des VI. Armeekorps zu Breslau gestorben.

[2]) Das Gesetz von 1855 hatte eine Kasse geschaffen (caisse de la dotation de l'armée) aus den Summen, durch die sich die dienstpflichtigen jungen Leute loskauften; aus ihr erhielten eine Geldprämie diejenigen Unteroffiziere und Soldaten, die sich nach Ablauf ihrer Dienstjahre erneut zum Heeresdienst auf sieben Jahre verpflichteten.

hafte Infanteriebewaffnung und die gänzlich verfehlte taktische Ausbildung der Armee vollauf bestätigt. Der geräumige, mit vortrefflichen Einrichtungen ausgestattete Lagerplatz, damals unter dem Befehle des 68jährigen Marschalls Baraguay d'Hilliers stehend, diente vorzugsweise dekorativen Zwecken. Man stellte gern Schlachten des ersten Kaiserreichs dar, ohne Rücksicht auf das Gelände und die kriegsgemäße Ausbildung der Truppen. Die Befehle zu derartigen Uebungen wurden vorher bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet, so daß der selbständigen Entschlußfassung und Befehlserteilung aller Führer bis zum Kompagniechef herab kaum etwas überlassen blieb. Daß bei einem solchen Verfahren, das freilich später unter dem Kommando des Marschalls Mac Mahon eine wesentliche Umgestaltung und Verbesserung erfuhr, die Truppen nichts lernen konnten, liegt auf der Hand. Aber derartige Manöver entsprachen dem Geschmacke des Kaisers mehr als die kriegsgemäße Ausbildung der Truppen, denn er hatte für das Wesen der Gefechtsübungen weder Verständnis noch Interesse.

Der Gedanke an einen nochmaligen großen Krieg lag ihm fern. Die italienischen Schlachtfelder hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; daß ihm die Befähigung zum Feldherrn mangle, dessen war er sich damals bewußt geworden. Daher zog er es vor, Frankreichs Vorherrschaft in Europa sich durch diplomatische Kunst zu erhalten. Aber auch auf diesem Gebiete hatten die letzten Jahre keine Erfolge mehr gebracht. Seine Versuche, aus dem polnischen Aufstande 1863 Vorteile für sich zu erzielen, scheiterten an der Festigkeit und überlegenen Staatskunst Bismarcks; die leichtsinnig unternommene mexikanische Expedition brachte ihm ein völliges Fiasko.

Im Jahre 1864 kam eine andre außereuropäische Verwicklung hinzu — der Aufstand in Algerien. Seine Bedeutung entging damals fast gänzlich der europäischen Aufmerksamkeit, die durch die gleichzeitigen wichtigen Ereignisse im Norden des Erdteils in Anspruch genommen wurde. Gleichwohl war sie groß, denn er stellte nicht nur eine Zeitlang den gesamten afrikanischen Besitz, das Ergebnis dreißigjähriger Kämpfe, ernstlich in Frage, sondern bewirkte auch auf Jahre hinaus eine Verminderung der Kriegsbereitschaft Frankreichs und seiner für Europa verfügbaren Streitkräfte.

Der Ausbruch des Aufstandes war für alle Welt, die französischen Behörden in Algerien einbegriffen, eine Ueberraschung, obgleich er, wie später bekannt wurde, von langer Hand vorbereitet und im einzelnen im

letztvergangenen Dezember in Mekka für das kommende Frühjahr festgesetzt war. Dieser Zeitpunkt wurde von den Führern gewählt: einmal, weil ihnen für 1864 von ihrem politischen Berichterstatter in Konstantinopel ein allgemeiner europäischer Krieg in Aussicht gestellt war, dann, weil die französische Regierung im Interesse der mexikanischen Expedition die Armee von Algerien in diesem Frühjahr auf 50 000 Mann, einschließlich Depots und Verwaltungstruppen in Frankreich, also um 20 000 Mann vermindert hatte. Diese Entwaffnung der Kolonie erstreckte sich auch auf Transportmittel, Mundvorräte und Munition; insbesondere waren auch sämtliche verfügbaren Maultiere, das notwendigste Erfordernis für die afrikanische Kriegführung, nach Mexiko eingeschifft.

Im Mai 1864 kam nach Paris die Nachricht, daß im Süden der Provinz Oran eine Abteilung unter Führung des Obersten Beauprêtre von dem mächtigen Stamme der Flittahs niedergemacht, die französischen Niederlassungen in den höheren Teilen der Provinz ernstlich bedroht und nur die Küstenstädte in unbestrittenem Besitze der Franzosen seien. Da sofort Verstärkungen an Infanterie und Kavallerie aus Frankreich abgehen mußten, so bat ich mit Genehmigung des Königs die französische Regierung, mich den Truppensendungen anschließen und den bevorstehenden Feldzug mitmachen zu dürfen.

Als ich nach Genehmigung dieses Gesuchs in Algier landete, herrschte in der Kolonie große Bedrängnis, die noch durch den Tod ihres Gouverneurs, des Marschalls Pélissier, (22. Mai) vermehrt wurde. Der Vizegouverneur General Martimprey war nicht imstande, auch nur 3000 Mann auf einem Punkte zu vereinigen; und selbst wenn die Truppen vorhanden gewesen wären, so hätten sie wegen Mangels an Munition, Proviant und Transportmitteln nicht zu operieren vermocht. In der größten Eile wurden die fehlenden Heeresbedürfnisse aus Frankreich herbeigeschafft und alles aufgeboten, die gänzlich mangelnde Vorbereitung durch rastlose Tätigkeit möglichst zu ersetzen. Das früher erwähnte „Débrouillez vous!“ spielte eine große Rolle. Man sieht, daß nach dieser Richtung hin die Führer des Aufstandes den Zeitpunkt gut gewählt hatten; hätte auch die zweite Chance, ein europäischer Krieg, sich verwirklicht, so war eine Katastrophe zu befürchten. Oberst Faure,[1]) Chef des Stabes der Armee von Algerien,

---

[1]) Oberst Faure war 1870 als General Chef des Stabes des Marschalls Mac Mahon bei Sedan und mir infolge meiner nahen Beziehungen zum Marquis d'Abzac, langjährigem persönlichen Adjutanten des Marschalls und nahem Ver-

schrieb damals: „Nous avons cru pendant quelques jours que tous les fils s'échapperaient de nos mains et que nous devrions nous attendre à une débâcle générale. Dieu sait avec quelle joie nous avons salué les premiers bataillons débarqués de France."

Sofort nach Eintreffen der Verstärkungen verfügte der General Martimprey, daß von den in Besitz der Franzosen verbliebenen Küstenpunkten starke Detachements zur Niederwerfung des Aufstandes in Bewegung zu setzen seien. Unter dem General Rose, damals Brigadekommandeur in der Kaisergarde, sollte ein solches in dem Küstenplatze Mostaganem gebildet werden.

Diesem Detachement wurde ich zugeteilt. Nachdem ich mich gleich nach der Landung in Algier beim General Martimprey gemeldet und am 31. Mai daselbst der Beisetzung des Marschalls Pélissier beigewohnt hatte, begab ich mich auf einem französischen Kriegsschiffe nach Mostaganem. Diese Küstenfestung war von mehreren tausend Mann Aufständischer eingeschlossen, so daß die schwache Garnison sie nicht verlassen konnte. Nach vierzehn Tagen traf General Rose ein, formierte sein Detachement, durchbrach den Ring der Araber und lieferte diesen am Flusse Menasfa ein siegreiches Gefecht. Die Verfolgung des Feindes in das Innere der Provinz Oran beendete hier am 29. Juni vorläufig den Aufstand, die Araber mußten um Frieden bitten, die Waffen abliefern und Geiseln stellen.

Für die französische Regierung ergaben sich aus den Ereignissen zwei Lehren von großer Bedeutung. Man hatte sich überzeugt, daß die Verwaltung von Algerien, wie sie bis jetzt gehandhabt war, in ihren Grundlagen einer Aenderung bedurfte, und daß durch eine Truppenmacht von 50000 Mann, wie sie sich beim Ausbruch der Bewegung in Afrika befand, die Sicherheit der Kolonie nicht gewährleistet war. Abhilfe erfolgte vorläufig durch das kaiserliche Dekret vom 1. Juli 1864 über die Reorganisation der algerischen Verwaltung, indem es die Zivilregierung beseitigte, die militärische Autorität in vollstem Umfange wiederherstellte und mit der Täuschung aufräumte, als könne man die kriegerischen Stämme der Wüste durch einen Präfekten unter Mithilfe einiger Gendarmen regieren. Außerdem wurde die Armee in Algerien im Laufe des Sommers auf 70000 Mann verstärkt.

Für die übrigen europäischen Mächte, insbesondere auch für

---

wandten der Gemahlin des Generaladjutanten v. Boyen, geb. Prinzessin Biron von Kurland, genau bekannt.

Preußen,[1]) waren die Erfahrungen, die Frankreich in diesem Sommer gemacht hatte, insofern von Bedeutung, als die Gesamtberechnung der auf einem europäischen Kriegsschauplatze verfügbaren französischen Streitkräfte eine erhebliche Aenderung erfuhr. Früher hatte man angenommen, daß 25000 Mann hinreichen würden, um die französischen Kolonien im Notfalle zu schützen. Jetzt wußte Europa, daß Frankreich für längere Zeit auf die Ruhe der Kolonie nicht rechnen konnte, wenn nicht 70000 Mann auf afrikanischem Boden standen.

Die Kriegführung der Franzosen in Afrika ist häufig dargestellt worden. Da sich der Charakter, die Fechtweise und Bewaffnung der Araber im Lauf der Zeit nicht geändert hatten, so war auch die Taktik der Franzosen dieselbe geblieben wie zu Zeiten des Marschalls Bugeaud, des siegreichen Herzogs von Isly. Für die Truppen waren die afrikanischen Expeditionen stets eine vortreffliche Schule, denn der Soldat lernte marschieren, Strapazen ertragen, im Felde leben und alle Hilfsmittel, die sich ihm darboten, verwerten. Wenn mir Gelegenheit geboten wurde, mich persönlich von der Richtigkeit dieser bekannten Tatsachen zu überzeugen, so konnte ich mir zugleich einen Einblick in die Schießausbildung des Heeres verschaffen. Bei der Kolonne des Generals Rose befand sich keine Elite-Infanterie — Zuaven oder Chasseurs à pied —; es wurden daher die Voltigeurkompagnien der Linienbataillone zum Schützengefecht verwandt. Für die verhältnismäßig große Menge von Munition, die verbraucht wurde, war die Feuerwirkung außerordentlich gering. Dies Ergebnis mußte teilweise der mangelhaften Bewaffnung, in der Hauptsache aber wohl der geringen Feuerdisziplin zugeschrieben werden. Die Schützen blieben sich völlig selbst überlassen und verschossen ihre Munition oft auf ungeheure Entfernungen. Schließlich befahl General Rose, daß die Mannschaften nur gruppenweise auf Befehl eines Unteroffiziers ihr Feuer abgeben sollten. Da, wo dieser Befehl ausgeführt wurde, zeigten sich alsbald bessere Ergebnisse.

Für die leichte französische Kavallerie, die seit einiger Zeit mit dem Gewehr bewaffnet war und deren Pferde beim Schießen unbeweglich standen, war diese Waffe, besonders der arabischen Reiterei gegenüber, nicht ohne Wert. Allein die Ansicht, daß die Kavallerie durch häufigen Gebrauch des Gewehrs eine schädliche Vorliebe für das Feuergefecht faßt, fand sich bei jeder Gelegenheit wieder bestätigt.

[1]) Kriegsarchiv des Großen Generalstabes. Berichte des Oberstleutnants Freiherrn v. Loë aus Paris 1864 bis 1867. Bericht vom 23. Juli 1864.

Als ich nach Beendigung der Expedition gegen die Araber über Valencia und Madrid nach Frankreich zurückgekehrt war, gewährte mir der Kaiser eine Audienz und richtete an mich unter anderm die Frage, ob meiner Ansicht nach in der Kolonie eine Zivilregierung oder eine Militärverwaltung am Platze sei. Ich konnte nicht umhin, mich dahin auszusprechen, daß ich die Zivilregierung gegenüber einer kriegerischen Bevölkerung für bedenklich halte, eine Ansicht, der der Kaiser zuzustimmen schien. — Immerhin traf meine Vermutung, daß die Bewegung in Algerien noch nicht endgültig erstickt sei, in vollem Maße ein; sie dehnte sich sogar über Bezirke aus, die bis dahin ruhig geblieben waren. Erst der festen, einheitlichen Oberleitung des Marschalls Mac Mahon, der am 19. September in Algier eintraf, gelang es nach einem zweimonatigen, äußerst beschwerlichen Feldzuge, die meisten aufständischen Stämme zur Unterwerfung zu zwingen.

Nach Rückkehr des Marschalls nach Paris begannen langwierige Beratungen über die Regelung der Verhältnisse in Algerien.

Der Kaiser Napoleon hatte für die afrikanische Kolonie, als eine Schöpfung der Orleans, nie eine Vorliebe gehabt und war durch die diesjährigen Ereignisse sehr verstimmt. Er trug nur mit Unmut die schwere Fessel, die Frankreich durch die Behauptung der Kolonie bezüglich seiner europäischen Politik angelegt war. Aus zuverlässiger Quelle erfuhr ich, daß er in seinen Besprechungen mit dem Marschall Mac Mahon stets betont hatte, daß die Anwesenheit von 80000 Mann in Afrika seine Politik lahmlege, und daß dieser Zustand auf die Dauer nicht zu ertragen sei. Von der geringen Befähigung der Franzosen für die Kolonisation überzeugt, würde er der Aufgabe des Besitzes nähergetreten sein, wenn nicht von einem solchen Schritt eine Gefährdung seiner Dynastie zu besorgen gewesen wäre. Er befürwortete daher eine Beschränkung des Besitzes auf den Küstenstrich des Tell und dessen Schutz gegen die schwer zu unterwerfenden Stämme des Südens durch eine Kordonlinie.

Auf der andern Seite versprach sich Marschall Mac Mahon für Frankreich einen großen Vorteil aus einer möglichst beschleunigten und intensiven Entwicklung der Kolonie. Persönliche Anhänglichkeit des Marschalls an das Land, in dem er den größten Teil seines Lebens zugebracht, sowie feste Zuversicht auf Algeriens große Zukunft kamen hinzu.

Man war in Paris damals der Ansicht, daß der Kaiser dem Marschall freie Hand lassen werde, bis entweder europäische Verwicklungen eine bedeutende Machtentfaltung erfordern würden, oder bis der Kaiser den zur

Ausführung seiner Ideen geeigneten Mann gefunden hätte. In vertrauten Kreisen wurde der Marschall Bazaine als dieser Mann bezeichnet.

Inzwischen blieb es eine Tatsache von großer Wichtigkeit, daß, solange das System des Marschalls Mac Mahon befolgt wurde, die Schlagfertigkeit Frankreichs in Europa wesentlich gemindert blieb.

Bezüglich der Rückkehr des etwa 30000 Mann starken mexikanischen Expeditionskorps war noch nichts vorauszubestimmen. Der Oberst Manéque,[1] ehemaliger Souschef des Stabes des Marschalls Forey und jetzt im Kriegsministerium angestellt, sprach, nach der von oben her ausgegebenen Parole, großes Vertrauen in die Zukunft des mexikanischen Kaiserreichs aus; allein auf meine Frage, bis wann er die Rückkehr der Truppen erwarte, antwortete er, sie würden gewiß nicht länger als drei Jahre dort verbleiben. Damit war die Unmöglichkeit bezeichnet, überhaupt das Ende der mexikanischen Unternehmung abzusehen.

Am Schlusse des Jahres 1864 befanden sich somit 110000 Mann französischer Truppen außerhalb Europas, ungerechnet die dazu gehörigen Depots in Frankreich.[2] Diese Zahl bezeichnete einen Ausfall, der bei Ausbruch eines europäischen Krieges sehr erheblich in die Wagschale fallen mußte. In den maßgebenden Pariser Kreisen hatte man auch das volle Bewußtsein, daß Frankreich seit Jahren nicht so beschränkt in seiner militärischen Machtentfaltung in Europa gewesen war wie in diesem Augenblick. Für die allgemeine politische Haltung der Regierung mußte dieses Bewußtsein ein erheblicher Faktor sein.

Bei meiner Rückkehr nach Paris hatte ich die Nachricht vorgefunden, daß der Kriegsminister, General v. Roon, einer Einladung des Kaisers Napoleon zum Besuch des Lagers von Châlons folgend, im August dort eintreffen werde. Auch der Kronprinz von Italien, die meisten Marschälle und viele andre Generale, darunter der General Bourbaki,[3] damals Divisionskommandeur in Metz, wurden in Châlons erwartet, wo unter Leitung des Generals de Lartigue[4] Versuche mit den neuen Hinterladermodellen Manceaux und Chassepot gemacht werden sollten.

[1] 1870 als General Chef des Generalstabes des III. Armeekorps (Bazaine).

[2] Kriegsarchiv. Bericht vom 1. Januar 1865.

[3] Bourbaki war 1870 Kommandeur der Kaisergarde, später der Ostarmee, die am 1. Februar 1871 über die schweizerische Grenze gedrängt wurde. Er starb erst 1896.

[4] Lartigue war 1870 Divisionskommandeur im I. Armeekorps (Mac Mahon).

Bekanntlich war die französische Infanterie damals noch mit einem gezogenen Vorderlader System Minié bewaffnet, der nach den vom Obersten Neßler, Direktor der Schießschule von Vincennes, angebrachten Verbesserungen in der Armee Fusil Nessler hieß. Seine Treffsicherheit war nicht schlecht, wurde jedoch durch eine höchst mangelhafte Visiereinrichtung beeinträchtigt.

Nachdem ich mich zum Empfange des Kriegsministers nach Châlons begeben hatte, konnte ich mich hier bald davon überzeugen, daß nur ein kleiner Teil der versammelten Generale die Mangelhaftigkeit des Fusil Nessler im Vergleich mit dem preußischen Zündnadelgewehr erkannte. Die meisten legten auch der Einführung eines Hinterladers wenig Wert bei, weil sie das Bajonett für die Hauptwaffe der Infanterie hielten. Unter den wenigen, die für Einführung eines Hinterladers stimmten, befanden sich Marschall Mac Mahon, General de Lartigue und General Bourbaki. Der Kaiser hatte sich noch keine bestimmte Ansicht gebildet. Wie in allen militärischen Fragen schwankte er zwischen den Ansichten der altnapoleonischen Schule und der jungen Generation. Ich erinnere mich, daß die verschiedenen Ansichten der beiden Parteien an einem Gesellschaftsabend beim Kaiser so heftig verfochten wurden, daß der Kriegsminister v. Roon es für taktvoller hielt, sich mit seiner preußischen Begleitung zurückzuziehen. „Gott gebe," sagte er, als wir uns in unsre Zelte begaben, „daß die alte Schule noch lange im Rate des Kaisers die Oberhand behält." Was nun den Ausfall der Schießversuche betrifft, so trug zweifellos die Partei der Hinterlader einen glänzenden Sieg davon, der aber trotzdem die Gewehrfrage noch nicht zur Entscheidung brachte.

Nach Beendigung des Lagerbesuches von Châlons begab sich General v. Roon, von mir begleitet, nach Cherbourg, um die dortige französische Flotte zu sehen, und reiste dann zurück in die Heimat, um den Manövern der 1. Gardedivision beizuwohnen, die bei Potsdam vor dem Könige stattfanden.

Als ausländische Gäste waren der Kaiser von Rußland, der österreichische General v. Gablenz, bekannt als Führer der österreichischen Truppen in dem eben beendeten dänischen Kriege, und der französische General Bourbaki anwesend, den der König, als Gegenhöflichkeit für die Anwesenheit des Generals v. Roon in Châlons, eingeladen hatte. General Bourbaki, zu dessen Führung ich kommandiert wurde, war seiner Abstammung nach ein Grieche, damals achtundvierzigjährig und schon seit sieben Jahren Divisionsgeneral; er gehörte zu den angesehensten jüngeren

Generalen der französischen Armee. In Algerien, dann in der Krim, besonders bei Inkerman, zuletzt bei Solferino hatte er sich besonders ausgezeichnet und stand an der Spitze der Partei, die im Gegensatze zu den altnapoleonischen Generalen den Fortschritt in der Armee, allerdings bis dahin erfolglos, anstrebte.

In seiner Begleitung befand sich außer einem Oberstleutnant der Kavallerie auch mein Freund, der Oberst v. Berckheim, damals Ordonnanzoffizier des Kaisers und Kommandeur der reitenden Gardeartillerie zu Versailles.

Die Potsdamer Manöver boten mir Gelegenheit, den glänzenden Ruf des Generals Bourbaki durchaus gerechtfertigt zu finden. Er beobachtete die preußische Infanterie mit seltener Gründlichkeit und Sachkenntnis und faßte zum Schlusse sein bewunderndes Urteil in die Worte zusammen: „Vous avez la première infanterie du monde.“

Vor seiner Heimreise sprach er den Wunsch aus, die Spandauer Schießschule zu besichtigen. Obgleich ich angewiesen war, dem General alles zu zeigen, was er zu sehen wünschte, so glaubte ich doch den König um die nur ausnahmsweise gewährte Erlaubnis hierzu besonders bitten zu müssen. Zugleich hielt ich mich für verpflichtet, Seine Majestät unter Hinweis auf meine Berichte über die Unvollkommenheit der französischen Infanteriebewaffnung und die mangelhafte Schießausbildung daran zu erinnern, daß es mir bedenklich erscheine, in diesem Augenblicke gerade demjenigen französischen General die Vorzüge des Zündnadelgewehrs an Ort und Stelle vor Augen zu führen, der in erster Linie die Einführung des Hinterladers in der französischen Armee vertrat. Der König antwortete mir mit den für den hohen Herrn so charakteristischen Worten: „Veranlassen Sie, daß der Kommandeur der Schießschule dem General Bourbaki und seinen Begleitern die Schießschule und ihre Leistungen ohne jeden Rückhalt zeigt. Mögen die Herren Franzosen unsre Schießeinrichtungen sich immerhin auf das genaueste ansehen. Ich habe keine Bedenken dagegen. Denn wenn sie auch unsre Bewaffnung und unser System kennen lernen, die Schießausbildung unsrer Leute können sie doch nicht mit nach Frankreich nehmen.“

So wohnte denn am nächsten Morgen der General, hocherfreut über die bereitwilligst erteilte Erlaubnis, einer Besichtigung der Schießschule bei. Die glänzenden Ergebnisse überstiegen seine Erwartungen in so hohem Maße, daß er, nach Paris zurückgekehrt, einen Bericht erstattete, der ebensosehr das Interesse des Kaisers Napoleon wie den Unwillen des

Kriegsministers Marschall Randon erregte. Indem er darin das Zündnadelgewehr gegen verschiedene Vorwürfe in Schutz nahm, kam er zu dem Schlusse: „Il n'est pas douteux que l'armée prussienne possède dans ce moment la première mousqueterie du monde. Jusqu'à 400 mètres il y a menace de mort partout."

Für mich entstanden aus diesem Zusammensein mit dem General Bourbaki nahe freundschaftliche Beziehungen, die mich bis zum Ende meines Pariser Kommandos mit ihm verbanden.

In Paris 1865

Bei Beginn des Jahres 1865 schien überall Friede und Ruhe zu herrschen. Kaiser Napoleon gab diesem Zustande bei Eröffnung der Kammer am 15. Februar einen selbstbewußten Ausdruck und suchte die Welt, vielleicht auch sich selbst, durch die Worte zu täuschen: „In Mexiko befestigt sich der Thron. Das Land kommt zur Ruhe, und seine unermeßlichen Hilfsquellen entwickeln sich. So gehen denn alle unsre Expeditionen ihrem Ende entgegen; unsre Landtruppen haben China verlassen; die Marine genügt, um unsre Etablissements zu schützen; unsre Armee in Afrika wird vermindert werden; die nach Mexiko geschickten Truppen kehren bereits nach Frankreich zurück; die Garnison von Rom wird bald wieder den Boden Frankreichs betreten haben; und indem wir den Tempel des Krieges schließen, werden wir mit Stolz auf einem neuen Triumphbogen diese Worte einzeichnen können: ‚Dem Ruhme der französischen Armee für die in Europa, Asien, Afrika und Amerika errungenen Siege.'"

Indem der Kaiser vom Throne herab den Beginn der Friedensära verkündigte, trug er der offenbar obwaltenden friedlichen Stimmung des Landes Rechnung. Gleichzeitig erschien es der Regierung durch die Klugheit geboten, der auch in Frankreich verbreiteten Idee einer allgemeinen europäischen Entwaffnung, die schon im vergangenen Jahre durch die Hoffnung auf den Kongreß angebahnt worden war, so weit entgegenzukommen, als es ohne eine wirkliche Schwächung der militärischen Macht Frankreichs geschehen konnte.

Dieses Entgegenkommen bestand zunächst in der verhältnismäßig geringen Rekruteneinstellung (25 000 Mann am 1. September 1864), sodann in einer Verminderung der Effektivstärke, indem der Kriegsminister schon im Frühjahr 1865 die Entlassung von 8000 Mann des Jahrganges 1858 zur Reserve verfügte, deren Dienstzeit erst mit dem Jahresschluß abgelaufen war. Das stehende Heer kam hierdurch auf eine Stärke von 407 000 Mann, was eine Verminderung gegen 1864 um 19 000 Mann darstellte. Es war Absicht, durch weitere Entlassungen aus dem Reste des Jahrgangs 1858, der noch in Stärke von etwa 60 000 Mann bei den Fahnen war, die Effektivstärke auf 400 000 Mann herunterzubringen, einen Bestand, den seit dem Krimkriege die politischen Verhältnisse niemals erlaubt hatten.

Man konnte diese Maßregeln nicht lediglich als Scheinzugeständnisse bezeichnen, denn die frühzeitige Entlassung zur Reserve wäre zweifellos nicht erfolgt, wenn nicht in den maßgebenden Regierungskreisen eine entschieden friedliche Strömung geherrscht, wenn man in irgendeiner europäischen Frage für dieses Jahr ein kriegerisches Eingreifen beabsichtigt oder vorausgesehen hätte. Konnten die Reserven nötigenfalls auch in wenigen Tagen wieder zu ihren Truppenteilen einberufen werden, so stand doch erfahrungsgemäß fest, daß diese Mannschaften dann militärisch geringwertiger waren als sechsmonatliche Rekruten. Im französischen Volke war die Abneigung gegen den Militärdienst so groß, daß der Soldat, einmal entlassen, nur mit dem größten Unmut und Widerwillen zu den Fahnen zurückkehrte. — Der Feldzug in Italien hatte diese Erfahrung bestätigt. Nach der Aussage vieler Offiziere waren die wieder einberufenen Krimsoldaten die schlechtesten Bestandteile der Regimenter. Man konnte also nicht annehmen, daß die Regierung sich ohne Not einer Anzahl guter Soldaten entäußern würde, um im Bedarfsfalle minder gute wieder zu erhalten.

Gleichwohl entstand eine irgend nennenswerte Schwächung der Armee aus dieser Maßregel nicht: das stehende Heer wurde um einige tausend Mann vermindert, die der Reserve zufloßen.[1])

Gegen Ende des Jahres 1865 erzwang die stetig sich verschlechternde Finanzlage ein weiteres Zugeständnis bezüglich der Verminderung der Heeresausgaben. Das Organ dieser Bestrebungen, die auch unter den aufrichtigsten Anhängern der Regierung viele Freunde fanden, war der Finanzminister Fould, der nach jahrelangem Widerstande des Kriegsministers, Marschalls Randon, es durchsetzte, daß durch kaiserliches Dekret vom 15. November die Auflösung einer beträchtlichen Anzahl von Cadres verfügt wurde. Sie erstreckte sich auf

225 Infanteriekompagnien,
46 Eskadrons,
37 Batterien.

Die überzählig gewordenen Offiziere wurden teils verabschiedet, teils andern Truppenteilen überwiesen; man hoffte die letzteren bis Ende 1867 in etatsmäßigen Stellen untergebracht zu haben. Die Mannschaften wurden auf andre Truppenteile verteilt, was diesen wegen ihrer damaligen geringen Stärke sehr zugute kam. — Die Zukunft mußte lehren, wieweit der Kaiser

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 27. Februar 1865.

imstande sein würde, den Offizieren und Unteroffizieren für die ihnen auferlegte Schädigung ihrer Beförderungsaussichten eine Ausgleichung zu gewähren. Vorläufig war, wie ich in den verschiedensten militärischen Kreisen feststellen konnte, der Eindruck des kaiserlichen Dekrets um so ungünstiger, als der Ehrgeiz und die Beförderungssucht in der Armee aufs höchste ausgebildet und gesteigert waren.

Auch durch diese am 15. November verfügte Maßregel erfuhr weder das bisher vorhandene Maß von Schlagfertigkeit noch die Kriegsstärke des Heeres eine merkliche Aenderung; denn im Gegensatze zur preußischen Armee bot die siebenjährige Dienstzeit, in Verbindung mit dem Kapitulationsgesetz und dem Reichtum an Offizieren, der französischen Regierung jederzeit das Mittel, im Kriegsfalle sofort neue Cadres sich zu schaffen.[1])

Inzwischen verlangte die in der Armee viel erörterte Frage der Einführung eines neuen Gewehrs meine unausgesetzte Aufmerksamkeit. Daß die Entscheidung im Prinzip zugunsten des Hinterladers gefallen war, trat schon dadurch in die Erscheinung, daß an Stelle des Obersten Neßler, des Gegners eines jeden Hinterladers, die Direktion der von Vincennes nach Châlons verlegten Schießschule dem General de Lartigue übertragen wurde, der von der Ueberlegenheit des Hinterladers überzeugt war. Gleichwohl vermochten sich die entscheidenden Personen auf ein bestimmtes Modell noch nicht zu vereinigen, da bei den vorgenommenen Versuchen keines den gestellten Anforderungen vollkommen entsprach.[2]) — Wenn der Kriegsminister Marschall Randon mit Erfolg in seinem Streben beharrte, einer seiner Ansicht nach übereilten Entscheidung in der Gewehrfrage entgegenzuarbeiten, so durfte anderseits nicht übersehen werden, daß er die seit langer Zeit bestehenden Mängel in der Schießausbildung der Infanterie richtig erkannt hatte. Er begann die Heranbildung tüchtiger Schießlehrer ins Auge zu fassen, gab der Schießschule eine größere Ausdehnung und Bedeutung und tat das Seinige, um die Truppen zu einer sorgfältigeren Pflege dieses wichtigsten Dienstzweiges anzuhalten.[3])

Im Sommer 1865 erschien in Paris zum Zwecke des Studiums der französischen Artillerie eine Kommission von drei preußischen Artillerieoffizieren. Es waren der Oberstleutnant v. Kameke[4]) vom Pommerschen Feldartillerieregiment Nr. 2, Hauptmann

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 21. November 1865.

[2]) Kriegsarchiv. Bericht vom 27. Februar 1865.

[3]) Kriegsarchiv. Bericht vom 1. Januar 1865.

[4]) Später Präses der Artillerieprüfungskommission, zuletzt Generalleutnant und

Roerdansz[1]) von der Artillerieprüfungskommission und Hauptmann v. Werder[2]) vom Gardefeldartillerieregiment. Wenngleich ich den Herren Erlaubnisscheine beim Kriegsminister ausgewirkt hatte zur Besichtigung der einzelnen Etablissements, so beobachtete man ihnen gegenüber doch eine große Zurückhaltung. Um so wertvoller war es, daß meine nahen Beziehungen zum Obersten v. Berckheim, an den ich mich namentlich bei allen artilleristischen Fragen stets vertrauensvoll wenden konnte, es den Offizieren ermöglichten, am 8. Juli einem Exerzieren und einem Schießen der reitenden Gardeartillerie in Versailles beizuwohnen, deren Kommandeur Oberst v. Berckheim war.

Die Mannschaften, lauter ausgesuchte, großenteils altgediente und dekorierte Leute, machten beim Exerzieren einen vortrefflichen Eindruck; die Zug- und Reitpferde waren von vorzüglicher Beschaffenheit; die Ausrüstung entsprechend. Das Schießen dagegen war äußerst mäßig; wohl aus diesem Grunde wurde uns auch über die Treffergebnisse keinerlei Aufschluß gegeben.

Als wir nach Beendigung der Uebungen an dem gemeinsamen Mittagessen der Offiziere teilnahmen, drängte Oberst v. Berckheim den Oberstleutnant v. Kameke, ihm offen seine Ansicht über das Gesehene auszusprechen. Das alsbald abgegebene Urteil: „Mannschaften, Pferde, Ausrüstung, Exerzieren ausgezeichnet; das Schießen läßt sehr zu wünschen," ist mir lebhaft in der Erinnerung geblieben.[3])

Von wie großer Bedeutung bei Ausbruch eines Krieges für jede

Inspekteur der 2. Fußartillerieinspektion zu Mainz, 1881 verabschiedet, ein Bruder des späteren Kriegsministers.

[1]) Zuletzt General der Artillerie und Generalinspekteur der Fußartillerie, 1890 verabschiedet.

[2]) Zuletzt Oberst und Kommandeur des Hessischen Feldartillerieregiments Nr. 11.

[3]) Am 18. August 1870 kommandierte General v. Berckheim die Artillerie des VI. Armeekorps (Canrobert) bei St. Privat. Nach der Kapitulation traf ich ihn in Metz und speiste mit meinem alten Freunde im Hotel de Metz zu Mittag. Im Laufe der Unterhaltung über vergangene Zeiten fragte er mich: „Was ist wohl aus unserm Freunde Kameke geworden?" Auf meine Antwort: „Er hat am 18. August bei Gravelotte die Artillerie des VIII. Armeekorps kommandiert, gegenüber Ihrem II. Armeekorps," schwieg er eine Weile. Dann meinte er: „Ja, ja, er war zwar sehr taub, aber ich merkte schon damals in Versailles, daß er viel wußte und verstand."

Nach der Kapitulation von Metz verbrachte General v. Berckheim seine Kriegsgefangenschaft auf seinen Wunsch und meine Verwendung in Wiesbaden. Zuletzt war er kommandierender General in Le Mans; noch kurz vor seinem Tode habe ich ihn in Paris aufgesucht.

Heeresleitung eine zuverlässige Berechnung der Zeit ist, die der Gegner gebraucht, um seine Armee zu mobilisieren und zusammenzuziehen, haben die Kriege 1866 und 1870 überzeugend erwiesen. Wenn nun die Anlage und Ausdehnung des französischen Eisenbahnnetzes der Oeffentlichkeit angehörte und vom heimischen Generalstabe pflichtmäßig mit Sorgfalt studiert wurde, so war es meine Aufgabe, zunächst über das Material und Personal möglichst genaue und zuverlässige Angaben zu beschaffen; sodann, die Kenntnis derjenigen Grundsätze und Dienstvorschriften zu vermitteln, nach denen die französischen Behörden beim Truppentransport zu verfahren hatten.

Die erstere Aufgabe vermochte ich zu lösen auf Grund der Zusammenstellungen, wie solche von den Eisenbahndirektionen angefertigt waren. Bei den zur Bearbeitung der zweiten Aufgabe vorgenommenen Nachforschungen stellte sich jedoch die überraschende Tatsache heraus, daß für den Transport von Truppenmassen in Frankreich weder Bestimmungen noch Einrichtungen vorhanden waren, die mit den in Preußen bestehenden hätten verglichen werden können. Dagegen vermochte ich auf Grund zuverlässiger Angaben und sorgfältiger Studien über den Truppentransport im Kriegsjahre 1859 dem Großen Generalstabe das Material zu liefern zu einem Urteile darüber, welche Leistungen zurzeit von den französischen Eisenbahnen im Falle bedeutender Truppenkonzentrierungen zu erwarten sein würden.[1]) Daß es ein verhängnisvoller Irrtum der französischen Heeresverwaltung war, zu glauben, man könne ohne sehr gründliche und umfassende Vorarbeiten eine große Armee mittels der Eisenbahn schnell und mit Ordnung versammeln, und daß in dieser Beziehung erhebliche Fortschritte seit 1859 nicht gemacht waren, hat der Beginn des Krieges 1870 schlagend dargetan.

Im Laufe des Jahres 1865 fand in der französischen Armee ein Wechsel in den höchsten Kommandostellen statt, der auch für die übrigen Heere, insbesondere das preußische, des Interesses nicht entbehrte.

Durch den unerwarteten Tod des Marschalls Magnan im Mai 1865 war das Oberkommando der Armee von Paris frei geworden. Es umfaßte außer den vier Divisionen der Armee von Paris in gewissen Momenten auch die Kaisergarde, deren Chef der Marschall Regnault de St. Jean d'Angely war. Die Verfügung über eine Armee von 60000 Mann in der Hauptstadt verlieh daher diesem Posten nicht nur eine militärische, sondern auch eine politische Bedeutung. Die Frage, wer

---

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 23. Mai 1865.

zum Nachfolger des Marschalls Magnan ernannt werden würde, mußte ein weit über die militärischen Kreise hinausgehendes Interesse erregen. Die Regierung wünschte vor allem einen politisch durchaus zuverlässigen, der herrschenden Dynastie ergebenen Mann. Der Marschall Canrobert[1]) schien in dieser Beziehung die meiste Gewähr zu bieten. Für seine Ernennung sprach ferner, daß die Stimme der Armee dem Marschall kein hervorragendes Führertalent zutraute und seine Stellung als Oberkommandierender der Armee von Paris es dem Kaiser ermöglichte, den von ihm hochverehrten Marschall im Kriegsfalle ohne ein aktives Kommando in Paris zurückzulassen. Endlich hatte sich Canrobert, übrigens ein ritterlicher Charakter, in Lyon durch Mangel an Takt und ein Uebermaß von Selbstbewußtsein in gleichem Grade die Abneigung der Truppen wie der Bevölkerung zugezogen; ein Konflikt mit dem dortigen Kardinal, hervorgerufen durch die Forderung des Marschalls, beim Betreten der Kirche von den Truppen mit militärischen Ehrenbezeugungen empfangen zu werden, hatte ein besonders peinliches Aufsehen erregt. Begreiflicherweise war es dem Kriegsminister infolge dieser Sachlage und Vorkommnisse um so erwünschter, den Marschall von Lyon fortzunehmen, als die sozialen Verhältnisse in Paris eine Gewähr boten gegen eine Wiederholung solch unliebsamer Vorgänge.

Wie jedesmal in ähnlichen Fällen, so entstand auch jetzt das Gerücht von einer allgemeinen Veränderung in der Besetzung der höheren Kommandostellen. In der Tat war die Notwendigkeit einer Auffrischung der französischen Rangliste in ihren Spitzen nicht zu verkennen.

Von den Generalen, die in der Krim und Italien den Marschallstab gewannen, konnten für den Kriegsfall nur noch wenige in Betracht kommen. Der Marschall Baraguay d'Hilliers war siebzig Jahre alt[2]) und seit längerer Zeit leidend. Foreys[3]) Kommandoführung in Nancy hatte den Erwartungen an maßgebender Stelle wenig entsprochen. Der General Montauban, seit 1862 Graf von Palikao,[4]) damals neunundsechzig Jahre alt, hatte sich allerdings in China den Ruf eines tapferen und ge-

---

[1]) 1870 Kommandeur des VI. Armeekorps und bei der Kapitulation von Metz in Kriegsgefangenschaft geraten.

[2]) Er hatte bei Leipzig einen Arm verloren.

[3]) 1863 aus Mexiko zurückgekehrt, wo er sich wenig bewährte. 1861 hatte er den Königsmanövern bei Grevenbroich in der Rheinprovinz beigewohnt, wo der Sieger von Montebello vom König Wilhelm mit großer Auszeichnung behandelt wurde.

[4]) 1870 während des Krieges kurze Zeit Kriegsminister.

schickten Truppenführers erworben, allein seine afrikanische Vergangenheit, namentlich seine dortigen Privatverhältnisse hafteten ihm in unangenehmer Weise an. Der Kriegsminister Marschall Graf Randon stand in der Armee in hoher Achtung. Er hatte den russischen Feldzug 1812 und die Kriege 1813/14 mitgemacht, war bei Lützen verwundet worden und galt für einen tüchtigen Verwaltungsmann. Doch mahnten seine siebzig Jahre an das Ende seiner Laufbahn; der Ruheposten im Palais der Ehrenlegion wurde ihm zugedacht.

So kamen unter den Großwürdenträgern nur die Marschälle Mac Mahon, damals siebenundfünfzig Jahre alt, Niel[1]) und Bazaine für ein hohes Kommando in Kriegszeiten in Betracht. Da Bazaine unter den damaligen Verhältnissen in Mexiko durchaus unentbehrlich war, so erschien Mac Mahon berufen, für den Fall eines europäischen Krieges die erste Stelle einzunehmen. Unter den jüngeren Generalen blickte die Armee mit Vertrauen auf Bourbaki, d'Autemarre, La Motterouge, Leboeuf, Trochu und glaubte in ihnen die zukünftigen höheren Führer zu erkennen. Aber Napoleon selbst schien in keinen von ihnen rechtes Vertrauen zu setzen.

General Leboeuf[2]) war damals Generalinspekteur der Artillerie und, wie ich mich auch im persönlichen Verkehr überzeugen konnte, ein entschiedener Gegner der Einführung von Hinterladern, was für die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie über die französische 1870 sehr ins Gewicht gefallen ist.

Weit näher stand mir Trochu, ein General von glänzender militärischer Vergangenheit, hervorragendem und freiem Urteil, hochangesehen in der Armee als selbständiger und uneigennütziger Mann, ein höchst anziehender Gesellschafter.[3]) Er machte kein Hehl aus seiner Ansicht, daß die französische Armee zurückgegangen sei. Der Dynastie stand er feindlich gegenüber, und nie erschien er in den Tuilerien, woraus sich des Kaisers Stellungnahme zu dem begabten General genügend erklärt. —

---

[1]) 1869 als Kriegsminister gestorben.

[2]) Wurde 1869 als Nachfolger Niels Kriegsminister und beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges Chef des Generalstabes des Kaisers, dann Kommandeur des III. Armeekorps und mit diesem in Metz kriegsgefangen.

[3]) Besonders häufig sah ich den General Trochu in dem Salon der Gräfin Seebach, geb. Gräfin Nesselrode, der Gemahlin des Königlich sächsischen Gesandten. — Daß Trochu während des Krieges 1870 Gouverneur von Paris war und an der Spitze der Regierung der nationalen Verteidigung stand, ist bekannt.

Ende August 1865 wurde ich vom Könige nach Merseburg berufen, um daselbst in seinem Stabe den Manövern des IV. Armeekorps beizuwohnen. Kurz vor meiner Abreise von Paris war dort die am 14. August in Gastein zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene Konvention bekannt geworden, die einen Waffenstillstand in dem Streite über das endgültige Schicksal der Elbherzogtümer darstellte. Ich vermochte also noch das lebhafte Mißvergnügen des Kaisers Napoleon und des Ministers des Auswärtigen Drouyn de Lhuys über diesen diplomatischen Zwischenfall zu beobachten, der der französischen Regierung bis auf weiteres die Hoffnung nahm, aus der schleswig-holsteinschen Verwicklung den Krieg zwischen den beiden deutschen Großmächten hervorgehen zu sehen.

Bei meinem Eintreffen in Merseburg konnte ich dem Könige die in den Tuilerien herrschenden Stimmungen und Strömungen schildern, über deren weitere Entwicklung ich durch vertrauliche Mitteilungen des Grafen Goltz dauernd genau unterrichtet blieb. Schon am 29. August hatte der Kaiser dem Botschafter, allerdings in schonender Form, sein Mißbehagen über das Hinausschieben einer endgültigen Lösung der schleswig-holsteinschen Verwicklung ausgesprochen. Noch mehr trat diese Spannung in dem Verkehr des Grafen Goltz mit dem französischen Minister hervor, dessen Sympathien offenkundig der österreichischen Seite zuneigten.

Wenn auch, wie ich mich überzeugen konnte, diese französische Verstimmung die Befriedigung des Königs über den Abschluß der Konvention wenig trübte, so hielt doch Graf Bismarck es für ratsam, sich anfangs Oktober über Paris an das Hoflager des Kaisers nach Biarritz zu begeben, in der Absicht, einmal, die Bedenken Napoleons gegen die Konvention zu zerstreuen; sodann, für den Fall eines preußisch-österreichischen Krieges, den er als wahrscheinlich stets im Auge behielt, die Absichten des Kaisers in mündlicher Aussprache zu erforschen.

Während eines siebentägigen Aufenthaltes in Biarritz, zu dem auch Graf Goltz, der mich über die Vorgänge unterrichtet hielt, sowie der Legationssekretär bei der Pariser Botschaft, v. Radowitz,[1] beide als Gäste des Kaisers, herangezogen waren, erreichte Graf Bismarck das erstere politische Ziel völlig. Bezüglich des zweiten hielt sich der Kaiser dem Minister gegenüber in einer wohlwollenden Zurückhaltung. Gleichwohl erkannte Bismarcks Scharfblick, daß Napoleon einem preußisch-italienischen Bündnis gegen Oesterreich sowie einem Erwerb der Elb-

[1]) Jetzt deutscher Botschafter in Madrid.

herzogtümer freundlich gegenüberstehen werde, da er so das 1859 durch die kluge Politik des Prinzregenten vereitelte Ziel der Befreiung Venetiens nunmehr auf diesem Wege zu erreichen hoffte; auch hatte der Minister den richtigen Eindruck, daß der Kaiser auf die Ueberlegenheit der österreichischen Armee rechne und sich im geeigneten Augenblick das Schiedsrichteramt vorbehalten werde.

Die Wahrscheinlichkeit eines österreichischen Waffenerfolges hatte der Kaiser abgeleitet aus seinen Erfahrungen während des Krieges 1859, der ihn mit einer hohen Meinung von der Tapferkeit dieser Armee erfüllt hatte. Wie ich in Paris nach meiner Rückkehr aus Deutschland feststellen konnte, war er in dieser Ansicht bestärkt worden durch die Berichte des französischen Militärattachés in Wien, des mir nahe befreundeten Obersten Merlin. Der Irrtum dieses Offiziers entsprang der Siegeszuversicht in den Kreisen seines Wiener Verkehrs und wurde um so verhängnisvoller, als in Paris das Gegengewicht in den Berichten des französischen Militärattachés in Berlin, des Grafen Clermont-Tonnerre, fehlte. Diesem war wohl die militärische Tüchtigkeit der preußischen Armee nicht unbekannt geblieben, denn er hatte im preußischen Hauptquartier dem Feldzuge gegen Dänemark 1864 beigewohnt. Ob jedoch seine Berichterstattung durch die Kenntnis der politischen Pläne seines Kaisers und die österreichischen Sympathien des Kriegsministers, Marschalls Randon, unwissentlich beeinflußt worden ist, lasse ich dahingestellt sein.

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß in dieser für Preußen so kritischen Zeit, insbesondere bei der unklaren Haltung Frankreichs, von größter Bedeutung die Meinung war, die man in Berlin an entscheidender Stelle von der Leistungsfähigkeit der französischen Armee sich bildete. Die Ergebnisse meiner diesbezüglichen Beobachtungen während des Jahres 1865, wie solche in meinen dienstlichen Berichten Ausdruck fanden und vorstehend in den Hauptpunkten erörtert worden sind, gipfelten in dem Nachweise, daß die Schwächen der Armee während des genannten Jahres keine Abhilfe gefunden hatten. Das Rekrutierungs- und Kapitulations(Dotations)gesetz waren unverändert geblieben, die Stärke der Armee für einen europäischen Krieg ungenügend, die Bewaffnungsfrage der Infanterie noch im Stadium der Versuche, das Geschützsystem minderwertig, die Mobilmachung und Zusammenziehung der Armee ohne ausreichende Vorbereitung. Dazu kam die Fortdauer des mexikanischen Unternehmens, das fortgesetzt Verstärkungen aus Frankreich erforderte und nach den Berichten des Marschalls Bazaine eine Befestigung des Thrones des Kaisers Maximilian nicht in Aussicht stellte.

Meinem Glauben an die Ueberlegenheit Preußens über Frankreich im Kriegsfalle hatte ich bei meiner Anwesenheit in Merseburg sowie bei späteren Veranlassungen dem Könige gegenüber wiederholt Ausdruck gegeben. Die politische Lage des Augenblicks und Privatbriefe des Grafen Goltz, der mich über die Stimmung in Paris unterrichtet hielt, veranlaßten mich, jede Gelegenheit zur Erörterung dieser Frage mit dem Könige zu benutzen und ihm zu versichern, daß nicht allein im französischen auswärtigen Ministerium, sondern auch in allen Offizierkreisen die Sympathien für Oesterreich ebenso überwiegend seien wie der Glaube an die Ueberlegenheit seines Heeres über das preußische; nur vereinzelte höhere Offiziere, darunter vor allem General Bourbaki und Oberst v. Berckheim, seien von der hervorragenden Tüchtigkeit der preußischen Armee durchdrungen.

In Paris 1866 bis zum Kriege

Im Laufe des Januars 1866 waren die durch kaiserliches Dekret vom 15. November 1865 angeordneten Armeereduktionen sämtlich zur Ausführung gebracht, die aufgelösten Truppenteile aus den Armeelisten verschwunden.[1] Die verabschiedeten Offiziere wurden durch die unablässigen und hartnäckigen Bemühungen des Kriegsministers, Marschalls Randon, zum größten Teil in der Zivilverwaltung untergebracht.

Weit wichtiger für das Ausland war der Stand der mexikanischen Frage, die namentlich seit Eröffnung der Sitzungen des gesetzgebenden Körpers am 15. Januar die öffentliche Meinung wie die Armee lebhaft beschäftigte. Die Aeußerung des Kaisers in der Thronrede: „In Mexiko befestigt sich die durch den Willen des Volkes begründete Regierung" deckte sich zwar mit der Schönfärberei der Pariser Presse, widersprach aber völlig den Berichten des Marschalls Bazaine. Denn in diesem Augenblicke, wo die gewichtige Stimme der Vereinigten Staaten nicht mehr überhört werden konnte, mußte die französische Regierung sich darüber völlig klar sein, daß die Gründung des mexikanischen Kaiserreichs ein verfehltes Unternehmen war, und daß dieser Thron zusammenbrechen würde, sobald der letzte französische Soldat den mexikanischen Boden verließ.

Wenn man sich in den offiziellen Kreisen von Paris den Anschein gab, als ob man bezüglich Amerikas unbesorgt sei, im Falle eines Krieges aber auf die energische Unterstützung durch die öffentliche Meinung und auf die freudige Zustimmung der Armee rechnen könne, so entsprach dies nicht den tatsächlichen Verhältnissen. Insbesondere war die Armee, wie ich mich überzeugen konnte, einem Kriege gegen Amerika ebenso abgeneigt wie das Land. Mit richtigem Blicke sah sie dort kein günstiges Feld zur Erwerbung von Lorbeeren; vielmehr war die Sehnsucht nach der Rückkehr des Expeditionskorps auf das höchste gestiegen. Man empfand nicht allein die Fessel, die der militärischen Machtstellung Frankreichs in Europa angelegt war, schmerzlichst, sondern führte auch die Notwendigkeit der verhaßten Armeereduktion auf die Kosten der mexikanischen Expedition zurück.[2]

---

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 30. Januar 1866.

[2]) Kriegsarchiv. Berichte vom 30. Januar und 7. Februar 1866.

Aus sicherer Quelle erfuhr ich anfangs Februar, daß der Kriegsminister dem Kaiser einen wahrheitsgetreuen Bericht über die Stimmung im Lande und über die Besorgnis wegen eines Konflikts mit Amerika vorgelegt hatte. Mir gegenüber äußerte der Marschall auf einem seiner wöchentlichen Empfangsabende, die ich selten zu versäumen pflegte, „der Kaiser dürfe sich durch eine etwaige günstige Abstimmung in den Kammern nicht täuschen lassen. Man wisse im Lande genau, was eine solche Mehrheit zu bedeuten habe. König Louis Philipp habe im Jahre 1848 in der Kammer die Mehrheit auch für sich gehabt und dennoch die Tuilerien räumen müssen."

Ich konnte nach Berlin berichten,[1]) daß selbst bei schnellstem Abschluß der mit Nordamerika und dem Kaiser Maximilian über die Räumung von Mexiko im Gange befindlichen Verhandlungen die Einschiffung der vordersten Abteilung nicht vor Oktober, die Rückkehr des ganzen Korps nicht vor 1867 zu ermöglichen, für das ganze Jahr 1866 somit ein Armeekorps von 30000 Mann der Verwendung in Europa entzogen blieb.

Diese Sachlage war um so bedeutsamer, als um diese Zeit die Möglichkeit eines preußisch-österreichischen Krieges schärfer ins Auge gefaßt werden mußte. Am 26. Januar hatte Graf Bismarck in Wien Beschwerde erhoben über die österreichische Verwaltung in Holstein und die Frage gestellt, ob die Allianz der beiden Mächte noch als fortdauernd zu betrachten sei. Die am 7. Februar seitens des Grafen Mensdorff gegebene ablehnende Antwort, die nach Inhalt und Form den König aufs peinlichste berührte, ließ nur noch wenig Hoffnung auf Frieden und führte zur Einberufung eines großen Ministerrats am 28. Februar zum Zwecke einer umfassenden Erwägung der Lage. Außer dem Kronprinzen, den Ministern, den Generalen Moltke, Manteuffel und Gustav Alvensleben war auch der Botschafter Graf Goltz zugezogen. Dieser kehrte in den ersten Tagen des März nach Paris zurück und teilte mir den Verlauf des Ministerrats mit. Vor allem hatte das Auftreten des Königs und die entschiedene Stellungnahme des Generals v. Manteuffel für den Krieg gegen Oesterreich, zu dessen überzeugtesten Anhängern er bis dahin gezählt wurde, einen tiefen Eindruck auf den Botschafter gemacht. In einer Audienz, die dieser schon am 5. März beim Kaiser Napoleon hatte, wurde die Frage von Kompensationen erörtert, ohne daß der Kaiser bestimmte Forderungen stellte.

Als ich Mitte März, wie alljährlich, zur Geburtstagsfeier des Königs

[1]) Kriegsarchiv. Berichte vom 30. Januar und 7. Februar 1866.

nach Berlin reiste, hatte sich die politische Lage inzwischen noch bedrohlicher gestaltet. Seit Beginn des März kamen nach Berlin Nachrichten über eine Reihe von Maßregeln, die eine Mobilmachung der österreichischen Armee vorzubereiten bestimmt waren; von noch größerer Bedeutung aber war die am 14. März erfolgte Ankunft des italienischen Generals Govone, der noch an demselben Tage die Verhandlungen mit dem Grafen Bismarck über den Abschluß eines Bündnisses begann.

Die Audienz beim Könige gab mir Gelegenheit, im Sinne meiner bisherigen schriftlichen und mündlichen Berichterstattung Vortrag zu halten. Ich wies darauf hin, daß im Gegensatze zu den Phrasen von der ewig kriegsfertigen französischen Armee ihre numerische Offensivstärke keineswegs so bedeutend sei, wie das geblendete Europa seit zehn Jahren anzunehmen sich gewöhnt hatte, daß vielmehr jenseits des Rheins von einer Kriegsbereitschaft im großen Stil nicht die Rede sein könne und daß Frankreich aus den wiederholt berichteten Gründen zurzeit nur eine Armee von höchstens 150000 Mann, und zwar erst nach mehreren Wochen, aufzustellen vermöge. Am Schlusse der Audienz fragte mich der König, wie sich der Kaiser Napoleon im Falle eines Krieges mit Oesterreich stellen würde. Ich erwiderte, daß der Kaiser, meiner Ansicht nach, von einem Siege der österreichischen Waffen überzeugt sei, und daß er nur darauf warte, als Schiedsrichter Europas auftreten zu können; dann würde er auf seinen Lieblingsgedanken, die nationale Unabhängigkeit Italiens, zurückkommen und die für ihn unheilvollen Folgen des Waffenstillstandes von Villafranca zu beseitigen suchen. „Der französische Militärattaché in Wien, Oberst Merlin,“[1]) fügte ich hinzu, „bestärkt den Kaiser in der Ansicht, daß die Preußen unterliegen werden. Wenn der Kaiser im übrigen einer Konsolidierung Preußens im nördlichen Deutschland wohlwollend gegenüberzustehen scheint, so sind mir zwar die Bedingungen, die er hierfür stellt, nicht bekannt. Meiner Ansicht nach darf aber seinen Freundschafts- und Friedensversicherungen in keiner Weise getraut werden. Zugleich stehe ich für die Unfähigkeit Frankreichs, augenblicklich einen großen Krieg zu führen, ein.“ Der König erwiderte, daß er entschlossen sei, um der Elbherzogtümer willen mit Oesterreich Krieg zu führen, falls dieses bei seiner preußenfeindlichen Politik beharre; aber er wolle nicht zum Kriege drängen. Bismarck und Moltke seien der Ansicht, daß möglichst bald ein Grund

[1]) Oberst Merlin hatte als ehemaliger Adjutant des Kriegsministers auch auf diesen Einfluß.

gefunden werden müsse, um den Krieg zu beginnen. Dies sei kaum schwer, da Oesterreich in unverhüllter Weise Kriegsvorbereitungen treffe. Er verkenne durchaus nicht die Richtigkeit der militärischen Gründe, die Bismarck und Moltke veranlaßten, diese Politik bei ihm durchzusetzen, aber er allein habe die Verantwortung für einen solchen Krieg zu tragen. „Deshalb warte ich," schloß der König, „bis alle Mittel friedlicher Verständigung erschöpft sind, um dann im Interesse und zur Ehre Preußens das Schwert zu ziehen."

Aus dieser Unterredung ging für mich von neuem hervor, daß es dem Könige allerdings schwer wurde, einen Krieg gegen Oesterreich zu führen; daß aber bei ihm von österreichischen Sympathien nicht die Rede sein konnte. Olmütz blieb ihm unvergessen. Jahre hindurch hatte er in rastloser Arbeit eine Armee geschaffen, die imstande sein sollte, wenn die Stunde für Preußen schlug, den Sieg zu gewährleisten. Aber in seiner loyalen Gesinnung wollte er auch vor der Welt das Recht auf seiner Seite wissen.

Kurz darauf hatte ich Vortrag bei dem General v. Moltke über die Kriegsbereitschaft des französischen Heeres. Auf die Frage, wie stark meiner Ansicht nach ein Observationskorps am Rhein sein müsse, um einer etwaigen Einmischung Frankreichs in einen Krieg Preußens und Italiens gegen Oesterreich wirksam entgegentreten zu können, erwiderte ich: „Meiner Ansicht nach ist Frankreich nicht in der Lage, zurzeit mit bedeutenden Kräften aufzutreten; mäßige Truppenzusammenziehungen am Rhein werden genügen." [1])

Moltke stimmte mir bei und sagte, er brauche das VII. und VIII. Armeekorps gegen Oesterreich; er wolle sich dieserhalb mit dem Kriegsminister v. Roon in Verbindung setzen.

In Berlin war man sich, wie hieraus hervorgeht, an den maßgebenden Stellen über die damalige militärische Lage Frankreichs vollkommen klar. Kurz und treffend ist dies durch die Worte eines Historikers wiedergegeben: „Ohne ernstliche Sorge für die Sicherheit der Rheinlande wurde der kühne Zug auf Wien unternommen."

Als ich nach Paris zurückgekehrt war, konnte ich über den Stand der Bewaffnungsfrage nach Berlin berichten.[2]) Nach dreijährigen

---

[1]) „Mr. de Loë, envoyé en courrier à Berlin, confiait à un de ses amis qu'il apportait au roi des assurances qui lui permettraient de dégarnir les provinces rhénanes et de jeter quatre-vingt mille hommes de plus en Bohême." Rothan, La politique française en 1866, p. 142 Anm.

[2]) Kriegsarchiv. Bericht vom 26. April 1866.

Versuchen und Schwankungen schien endlich ein Entschluß gefaßt zu sein. Das für die Beratung dieser Angelegenheit zusammengesetzte Spezialkomitee hatte ein Hinterladungsgewehr angenommen, dessen Konstruktion im wesentlichen dem preußischen Zündnadelgewehr entsprach. Man hatte jedoch das Kaliber von 13 auf 11 Millimeter herabgesetzt, wodurch eine größere Rasanz der Flugbahn gewährleistet wurde; der Verschluß war nach dem System Chassepot hergestellt. Die Fabriken von Châtellerault waren mit der Anfertigung von vorläufig 1500 Stück beschäftigt, mit denen drei Bataillone im Lager von Châlons versuchsweise bewaffnet werden sollten. Man nahm an, daß die endgültige Einführung für die ganze Armee im Juli 1866 werde befohlen werden, nach Abhaltung der Probeschießen daselbst vor dem Kaiser. Meiner Ansicht nach mußte indessen die Ausrüstung der gesamten Infanterie mit dieser Waffe bei angestrengtester Tätigkeit mindestens zwei Jahre in Anspruch nehmen.

Am 8. April war das preußisch-italienische Bündnis zu Berlin zum Abschlusse gelangt. Gelegentlich meines Vortrages beim General v. Moltke hatte dieser mich beauftragt, von jetzt ab die Beziehungen zu dem italienischen Militärattaché zu Paris, Obersten Grafen Vimercati, lebhafter zu pflegen, als dies bisher geschehen war. Der Graf war mehr Diplomat oder vielmehr diplomatischer Agent als Soldat, über die französische Armee wenig unterrichtet, aber als Vertrauensmann des Königs Viktor Emanuel sowie des preußenfreundlichen Prinzen Napoleon und seiner italienischen Gemahlin auf politischem Gebiete meist gut orientiert.

Gelegentlich einer in den ersten Tagen des Monats Mai mit mir stattgehabten Unterredung ließ er zu meiner großen Ueberraschung die Worte fallen: Frankreich würde Preußen znr Seite stehen, sobald die nötigen Kompensationen am Rhein sichergestellt seien. „L'empereur demande les frontières de 1814 et le Palatinat. Si vous faites ces sacrifices vous aurez une armée française à côté de vous." Ich erwiderte dem Obersten, daß mir diese Mitteilung sehr interessant sei; da sie aber nicht zu meinem Ressort gehöre, so möge er sich mit dem Botschafter in Verbindung setzen. Graf Vimercati lehnte dies mit dem Bemerken ab, man wisse in den Tuilerien sehr wohl, daß Graf Goltz sich eher die rechte Hand abhauen als ein deutsches Dorf abgeben würde. Es läge daher nicht in den Intentionen, mit dem Botschafter hierüber zu verhandeln. Außerdem verlange der Kaiser auch gar keinen Vertrag, sondern nur zwei Zeilen von der Hand des Königs. Um diese zu erreichen, sei eine gewandte und patriotische Persönlichkeit erforderlich, die zugleich das Ver-

trauen des Königs und des Kaisers sowie den Mut besäße, die ganze Sache auf die eignen Schultern zu nehmen. General Fleury[1]) habe geraten, sich an mich zu wenden. Sei ich bereit, so möge ich vertraulich zu dem General kommen, der das Weitere mit mir besprechen werde.

Meine Antwort konnte nicht zweifelhaft sein, da die ganze Angelegenheit, wie schon erwähnt, außerhalb meines Ressorts lag. Ich setzte aber sofort den Botschafter von dem Vorschlage in Kenntnis und fügte hinzu, daß der Kaiser nunmehr die in Biarritz gegenüber dem Grafen Bismarck beobachtete Zurückhaltung in vertrauten Kreisen aufzugeben und für seine Parteinahme gewisse Bedingungen zu stellen bereit scheine. — Ueber diesen meines Wissens ersten, wenn auch indirekten Versuch Napoleons, sich deutschen Landes zu bemächtigen, schickte Graf Goltz sofort eine chiffrierte Meldung nach Berlin.

Inzwischen steigerte sich die Spannung zwischen den Kabinetten von Berlin und Wien von Tag zu Tag. Am 21. April wurde die österreichische Südarmee mobilisiert, am 26. April die italienische Armee. Endlich ergingen vom 3. Mai an auch von Berlin aus die zur Herstellung der Kriegsbereitschaft der Armee erforderlichen Befehle, und die kleineren deutschen Staaten setzten ihre Kontingente auf den Kriegsfuß.

In Paris konnte es keinem unbefangenen Beobachter entgehen, daß die öffentliche Meinung auf seiten Oesterreichs stand. Sie erkannte ganz richtig, daß Oesterreichs Streben auf die Erhaltung der bisherigen Zersplitterung Deutschlands gerichtet sei, Preußen aber eine Reform des ohnmächtigen Deutschen Bundes und Machterweiterung für den eignen Staat erstrebe. In Deutschlands Ohnmacht aber hatte Frankreich seit Jahrhunderten die beste Bürgschaft für das eigne Uebergewicht erkannt. — Thiers sprach am 3. Mai im gesetzgebenden Körper der überwiegenden Mehrheit seiner Landsleute aus der Seele. Ich wohnte jener Sitzung im Palais Bourbon bei und gestehe, niemals etwas Meisterhafteres an hoher politischer Weisheit und parlamentarischer Beredsamkeit gehört zu haben. Er verwarf unbedingt das bisherige Verhalten der kaiserlichen Regierung in den deutschen Angelegenheiten, das er als einen Bruch mit den Ueberlieferungen bezeichnete, die Frankreichs Größe verbürgten, und forderte von ihr die Verhinderung der von Preußen erstrebten deutschen

[1]) General Fleury war mir schon aus der Zeit meines einjährigen Aufenthalts in Paris 1852/53 bekannt; gelegentlich der Zusammenkunft des Kaisers mit dem Prinzregenten 1860 in Baden-Baden hatte ich die Beziehungen zu dem einflußreichen Manne erneuert und seitdem fortgesetzt.

Einheit sowie die Erhaltung des Gleichgewichts Europas nach den Verträgen von 1815. Wenn auch von falschen Gesichtspunkten ausgehend und offenkundige Tatsachen gröblich entstellend, riß er doch durch die Wucht seiner Beredsamkeit sowie die Klarheit und das Pathos seines Vortrages alle Hörer zu einer Begeisterung hin, der sich niemand, auch nicht die ihm feindliche Mehrheit der Körperschaft entziehen konnte. Man kann sagen, daß er die ganze Kammer hinriß und überwältigte.

Die weiteren Ereignisse sind bekannt. In den Tagen, als zu Frankfurt durch Annahme der österreichischen Anträge der Deutsche Bund sich auflöste und dem Schwerte die Entscheidung über das fernere Schicksal Preußens und Deutschlands überlassen blieb, rüstete ich mich in Paris zur Abreise, denn ich hatte Befehl erhalten, den bevorstehenden Krieg im Hauptquartier des Königs mitzumachen.[1])

Zu meinem Vertreter während der Kriegsdauer war der bekannte Altertumsforscher Oberstleutnant v. Cohausen vom Ingenieurkorps ernannt worden, ein Mitarbeiter des Kaisers bei dessen kürzlich erschienener „Geschichte Julius Cäsars" und mit Pariser Verhältnissen vertraut. Ich übergab ihm die Geschäfte und machte ihn mit den maßgebenden und für seine Zwecke wichtigsten Persönlichkeiten nach Möglichkeit bekannt.

Kurz zuvor hatte ich eine Arbeit zum Abschluß gebracht über die Einteilung der französischen Armee, ihre Dislokation, die Anzahl der vorhandenen taktischen Einheiten (Bataillone, Eskadrons und Batterien) und die Kommandoverhältnisse in den höheren Stellen.[2]) Insbesondere ging daraus hervor die Stärke der in Frankreich verfügbaren Feldtruppen und Depots, der Armee von Algerien und der Expeditionskorps in Rom und Mexiko, alles nach dem Stande vom Anfang Juni. Eine solche Zusammenstellung konnte für die bevorstehenden kriegerischen Verwicklungen unter Umständen eine erhöhte Bedeutung gewinnen.

Als ich mich vom General Bourbaki, zu dem ich unverändert in den freundschaftlichsten Beziehungen geblieben war, verabschiedete, sagte der General: „Mon cher colonel, je vous envie la campagne que vous avez devant vous. Car vous battrez les Autrichiens comme plâtre."

„Ich bin hocherfreut über die Prophezeiung eines so kriegserfahrenen Generals," erwiderte ich. „Aber es wird Euer Exzellenz nicht unbekannt sein, daß der weitaus größte Teil Ihrer hiesigen Kameraden Ihre Ansicht nicht teilt."

---

[1]) Ich war am 8. Juni zum Oberstleutnant befördert worden.

[2]) Kriegsarchiv. Bericht vom 2. Juni 1866.

„C'est possible," antwortete der General, „mais je regrette cette différence de vue dans l'intérêt de l'armée française et de notre politique. Je crains que notre ignorance ne nous coûtera cher."

Sodann begab ich mich zum Kriegsminister Marschall Randon. Hier waren, wie mir längst bekannt, die Anschauungen über den Ausfall des bevorstehenden Krieges ganz anders. Der Marschall empfing mich sehr freundlich, aber aus seinen Aeußerungen glaubte ich ein gewisses Mitleid mit mir herauszuhören, der ich in einen so aussichtslosen Krieg ziehen müsse. Auf meine Frage, ob der Marschall mir Befehle für den Militärattaché Grafen Clermont-Tonnerre nach Berlin mitzugeben habe, erhielt ich die Auskunft, daß der Graf den Krieg im preußischen Hauptquartier nicht mitmachen werde. Dem französischen Militärattaché in Wien, Oberst Merlin, sei die Erlaubnis, während des Krieges im österreichischen Hauptquartier zu sein, nicht erteilt worden; daher habe der Kaiser beschlossen, auch den Grafen Clermont-Tonnerre den Krieg nicht mitmachen zu lassen.

Auf meiner Reise nach Berlin verweilte ich kurze Zeit in Köln und Bonn, um Familienangelegenheiten zu ordnen und Pferde zu kaufen; ich traf an meinem Bestimmungsort ein, als eben die preußischen Truppen die Operationen gegen die norddeutschen Mittelstaaten begonnen hatten. Meine Ausrüstung für den Feldzug war bald beendet, aber die Abreise des Großen Hauptquartiers verzögerte sich, da der König die Operationen gegen die hannöversche Armee vorher zum Abschluß gebracht haben wollte. Die spannungsvollen Tage vor der Kapitulation von Langensalza mit ihren sich kreuzenden und widersprechenden Meldungen, Befehlen und Mißverständnissen verlebte ich in der Umgebung des Königs. Der Verlauf der damaligen Ereignisse ist bekannt; aber hervorheben möchte ich, wie jeder, der in diesen Tagen Gelegenheit hatte, dem König näherzutreten, die Ueberzeugung gewann, daß das Aeußerste versucht wurde, mit dem König Georg eine friedliche Verständigung herbeizuführen.

Am 28. Juni kapitulierte die hannöversche Armee; für den 30. wurde die Abreise des Großen Hauptquartiers nach Böhmen befohlen.

In Böhmen bis Königgrätz

Als der König am 30. Juni früh die Reise nach dem böhmischen Kriegsschauplatze antrat, waren die Nachrichten von den glücklichen Gefechten bei Nachod, Skalitz, Soor und Münchengrätz bereits in Berlin bekannt geworden. Sie hatten die Stadt in eine freudige Erregung versetzt, und große Menschenmassen durchwogten die Straßen, als der König das Palais verließ, um zum Schlesischen Bahnhofe zu fahren.

In dem königlichen Sonderzuge nahm das gesamte militärische und diplomatische Gefolge Seiner Majestät Platz, mit Einschluß der fremden Militärattachés, soweit ihnen die Teilnahme an dem bevorstehenden Feldzuge in der Begleitung des Königs gestattet war. In seiner gewohnten Liebenswürdigkeit gegen die fremden Offiziere ließ der König jeden einzelnen dieser Herren namentlich auffordern, in dem Zuge Platz zu nehmen. Als auch der Name des französischen Militärattachés Grafen Clermont-Tonnerre aufgerufen wurde, konnte dieser nirgends gefunden werden. Da ich durch den Marschall Randon wußte, daß dem Grafen die Beteiligung an dem Feldzuge durch den Kaiser Napoleon verboten war, so trat ich an den Wagen des Königs heran, die Abwesenheit des Grafen zu erläutern. Seine Majestät erwiderte auf meine Meldung nichts, schien aber über den Sachverhalt nicht weiter erstaunt zu sein.

Während der Fahrt durch die industriereichen Teile der Niederlausitz waren die Bahnhöfe durch die nach Tausenden zählende Fabrikbevölkerung besetzt, die den königlichen Zug erwartete und mit brausendem Jubel begrüßte, ein Beweis für den Umschwung der Stimmung, den die Kriegserklärung an Oesterreich sowie die unlängst eingetroffenen glücklichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz in der gesamten Bevölkerung bis in die breitesten Schichten hervorgerufen hatten.

Bald nach Mittag wurde Kohlfurt erreicht. Von hier ergingen während eines etwa einstündigen Aufenthalts an die Oberkommandos telegraphisch die erforderlichen Befehle, um ein unverzügliches Vorrücken der I. Armee in der Richtung auf Königgrätz und den Anschluß der II. Armee sicherzustellen. Ueber Görlitz, wo der letzte begeisterte Empfang stattfand, gelangte das Große Hauptquartier am späteren Nachmittage nach Reichenberg, wo der König in dem prachtvollen, geräumigen Schlosse des Grafen

Clam-Gallas mit seiner nächsten Umgebung Quartier nahm. Der Schloßherr stand als General der Kavallerie und Kommandeur des I. österreichischen Armeekorps im Felde und hatte in den letztverflossenen Tagen gegen unsre I. und Elbarmee unglücklich gefochten.

Außer einem Teile des Gefolges war auch der Ministerpräsident Graf Bismarck nach dem Eintreffen in Reichenberg zunächst auf dem Bahnhofe verblieben, um sich zu überzeugen, daß die Reitpferde, die mit demselben Zuge befördert waren, unbeschädigt eingetroffen seien. Unter meinen vier Pferden, die dort ebenfalls ausgeladen wurden, befand sich ein breiter, starkknochiger, niedriger Fuchswallach, der durch seine Figur die Aufmerksamkeit des Grafen Bismarck erregte. Als ich auf seine Nachfrage mich als Eigentümer meldete, meinte er: „Ein solches Pferd suche ich schon lange. Wollen Sie es mir nicht verkaufen?" Ich erwiderte, daß ich das Pferd erst vor wenigen Tagen für den Feldzug gekauft habe und zurzeit nicht gut entbehren könne. „Wenn aber Euer Exzellenz in Wien werden Frieden geschlossen haben, bin ich mit Freuden bereit, es für den Einkaufspreis zu überlassen." — „Einverstanden," erwiderte Graf Bismarck, „ich werde im geeigneten Augenblicke auf den Kauf zurückkommen." Graf Bismarck hat Wort gehalten; er kaufte allerdings nicht in Wien, aber in Nikolsburg, unmittelbar nach dem Abschluß des Waffenstillstandes am 26. Juli, das Pferd und hat es während langer Jahre als sein Lieblingspferd geritten.

Abends erhielt der König im Schlosse des Grafen Clam telegraphisch Meldung über den gestern bei Gitschin erfochtenen Sieg; er teilte diese Nachricht sofort selbst seiner Umgebung mit. Die beiden böhmischen Armeen hatten sich nunmehr so weit einander genähert, daß eine schärfere Oberleitung von jetzt ab unabweisbar wurde. Der König entschloß sich daher, schon am andern Morgen Reichenberg, das noch acht Meilen von der Armee entfernt lag, zu verlassen und das Hauptquartier vorwärts zu verlegen, um den kommenden Ereignissen näher zu sein.

Am Sonntag den 1. Juli brach der König gegen 10 Uhr von Reichenberg auf und traf um Mittag in Sichrow ein, wo in dem schönen Schlosse des Fürsten Camille Rohan Quartier genommen wurde. Unterwegs, unweit Reichenberg, stießen wir auf eine starke Kolonne österreichischer Gefangener aus dem Gefecht von Gitschin. Man hatte sie auf der Straße aufgestellt, und es war eine sonderbare Fügung, daß sie zum großen Teil dem ungarischen Infanterieregiment König von Preußen Nr. 34 angehörten. Das Regiment hatte den dänischen Krieg unter dem General v. Gablenz

mitgemacht und war auf dem Heimmarsche in Berlin von seinem hohen Chef besichtigt worden; einem großen Teile der Mannschaften war somit der König bekannt. Es machte auf diesen einen eigentümlichen Eindruck, die Leute, die er unlängst aus einem siegreichen Feldzuge heimkehrend in Berlin gesehen hatte, jetzt in Böhmen als Kriegsgefangene wiederzufinden.

Der Zufall hatte es gewollt, daß der König an den beiden ersten Tagen seines Aufenthalts in Böhmen auf den Schlössern zweier ihm seit langen Jahren befreundeter böhmischer Kavaliere Quartier nehmen mußte. Aber auch Fürst Rohan war abwesend — er befand sich, wenn ich nicht irre, damals auf einem seiner zahlreichen Schlösser in Niederösterreich; in seinem Auftrage stellte jedoch der Schloßverwalter sämtliche Räume dem hohen Gaste zur Verfügung, der sofort befahl, Schloß und Park mit äußerster Schonung zu behandeln.

Während der ersten Nachmittagsstunden blieb es noch ungewiß, ob das Hauptquartier über Nacht in Sichrow verbleiben werde. Den König drängte es, nach Gitschin zu kommen und der Armee nahe zu sein. Als die eingehenden Nachrichten es jedoch außer Zweifel stellten, daß für den folgenden Tag etwas Entscheidendes nicht zu erwarten sei, entschloß sich der König, in Sichrow zu bleiben, genehmigte jedoch, daß General v. Moltke in Begleitung des Generalquartiermeisters Generals v. Podbielski und des Majors Grafen Wartensleben[1]) bereits am Abend nach Gitschin übersiedelte, um dort mit den Generalstabschefs der beiden Armeen eine Besprechung abzuhalten.

Am Vormittage des 2. Juli trat auch der König über Turnau die Fahrt nach Gitschin an, wobei ich ihn als für diesen Tagen diensttuender Flügeladjutant zu begleiten hatte. In Libun, einem noch etwa 10 Kilometer von Gitschin entfernten Flecken, stieg der König aus, um einige dort untergebrachte preußische und österreichische Verwundete aufzusuchen. Unter ihnen befand sich auch ein junger österreichischer Offizier Graf Voß, dessen Mutter den Winter gewöhnlich in Berlin zubrachte und häufig Gast im königlichen Schlosse war. Der König beauftragte den ihn begleitenden Leibarzt, den jungen Mann zu untersuchen und seinen Eltern sofort Nachricht zu geben. Zwischen Libun und Gitschin durchfuhren wir dann das Schlacht-

---

[1]) War 1870/71 Oberquartiermeister der I. Armee, dann Chef des Generalstabes der Südarmee. Zuletzt General der Kavallerie und kommandierender General des III. Armeekorps. Lebt auf seinem Gute Carow bei Genthin.

feld der 5. Division (Tümpling), das vielfach die Spuren des vor drei Tagen stattgehabten Kampfes zeigte.

Hier traf der König unterwegs den Prinzen Friedrich Karl, der, begleitet von seinem Generalstabschef, Generalleutnant v. Voigts-Rhetz,[1]) und dem Oberquartiermeister, Generalmajor v. Stülpnagel,[2]) von Gitschin aus seinem Oheim entgegengefahren war. Gemeinsam erreichten die hohen Herren gegen 1 Uhr Gitschin. Die meisten Einwohner hatten die Stadt verlassen; um so mehr waren die Straßen von Soldaten aller Waffengattungen belebt. Viele der leerstehenden Häuser hatte man zur Unterbringung von Verwundeten beider Armeen benutzt.

Für den König war im ersten Stock der am Marktplatz gelegenen Apotheke Quartier gemacht; das Dienstzimmer des diensttuenden Flügeladjutanten, also das meinige, befand sich unmittelbar vor den Gemächern des Königs. Im zweiten Stock lag, schwer verwundet bei einem Angriff auf das Brandenburgische Infanterieregiment Nr. 48, der Oberst Graf Pejacsevich, Kommandeur des österreichischen Regiments Liechtenstein-Husaren, mir von früher her bekannt. Er hatte das Regiment schon im Kriege 1864 geführt und war beim Rückmarsche durch Berlin der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit seitens des Königs gewesen, der sich jetzt gleich nach seinem Eintreffen durch mich nach dem Befinden des Grafen erkundigen ließ. Dieser war entschlossen, sich in Dresden der Amputation des rechten Arms zu unterziehen.[3])

Bald nach der Ankunft in seinem Quartier empfing der König im Beisein des Prinzen Friedrich Karl den General v. Moltke, der

---

[1]) Wurde nach dem Kriege Generalgouverneur von Hannover und kommandierender General des X. Armeekorps, das er 1870/71 ruhmvoll führte. Er starb 1877 in Wiesbaden. Von ihm hat das 3. Hannoversche Infanterieregiment Nr. 79 seinen Namen.

[2]) War 1870 der ausgezeichnete Kommandeur der 5. (Brandenburgischen) Division, dann kommandierender General des XIII. (Württembergischen) Armeekorps, zuletzt Gouverneur von Berlin und wurde 1875 verabschiedet. Von ihm hat das 5. Brandenburgische Infanterieregiment Nr. 48 seinen Namen.

[3]) Der Verlust des rechten Arms hinderte den Grafen nicht, seine glänzende Laufbahn fortzusetzen. Dem Kaiser Franz Joseph nahestehend, wurde er im Laufe der Jahre Generalinspekteur der Kavallerie und Landeskommandierender in Budapest, wohnte auch wiederholt den preußischen Manövern bei. Er starb 1890 in Gastein, kurz vor seiner in Aussicht genommenen Ernennung zum Botschafter in Berlin. — Er war ein Schwager des am Berliner Hofe bekannten und beliebten Grafen Eltz, Besitzers der Burg Eltz an der Mosel.

über die Lage Vortrag hielt und für einen Befehl die Genehmigung erlangte, der wegen ungenügender Kenntnis der Stellung der feindlichen Hauptmacht für den 3. Juli Erkundigungen seitens der drei Armeen, im übrigen nur unwesentliche Truppenverschiebungen vorschrieb.

Nachdem der Prinz mit diesem Befehl in sein Hauptquartier Kamenitz (zwischen Gitschin und Horitz) zurückgekehrt war, erschien auch der Generalstabschef des Kronprinzen, Generalmajor v. Blumenthal,[1]) um mit dem General v. Moltke Rücksprache zu nehmen, und wurde nach der Tafel vom Könige empfangen.

Nach seiner Abreise in das Hauptquartier Königinhof herrschte in der Umgebung des Königs kein Zweifel, daß für den kommenden Tag entscheidende Ereignisse nicht zu erwarten seien. Nach den Gefechten und überaus anstrengenden Märschen der letzten Tage hielt man einen Ruhetag um so mehr erwünscht, als namentlich bei der I. und Elbarmee die Verpflegung sehr zu wünschen gelassen hatte.

Aber die Vorsehung hatte es anders bestimmt; der 3. Juli sollte entscheidend werden für die Zukunft Preußens und Deutschlands.

Der König hatte sich, angestrengt durch die Ereignisse des Tages, auf seinem Feldbette frühzeitig zur Ruhe gelegt, als nach 10 Uhr der Generalleutnant v. Voigts-Rhetz bei mir eintrat und verlangte, wegen einer wichtigen dienstlichen Nachricht ohne Verzug bei Seiner Majestät angemeldet zu werden. Diesem Ansinnen gab ich sofort Folge; der König kleidete sich schnell an und ließ den General alsbald eintreten. Wie ich in der Nacht erfuhr (ich war bei dem Vortrage nicht zugegen), hatte der General dem Könige Meldung erstattet, daß Major v. Unger[2]) vom Generalstabe im Laufe des Tages mindestens drei feindliche Armeekorps diesseits der Elbe angetroffen, daß also der Oberkommandierende der österreichischen Armee, Feldzeugmeister Ritter v. Benedek[3]) am folgenden Tage

---

[1]) 1900 als Generalfeldmarschall gestorben.

[2]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der 22. Division in Kassel und 1887 verabschiedet.

[3]) Als ich im November 1860 eine Reise nach Oberitalien machte, um die Schlachfelder des vergangenen Jahres und das Festungsviereck zu sehen, hatte ich den General v. Benedek in Verona kennen gelernt. Er kommandierte damals die zum Schutze Venetiens bestimmte Armee (vier Armeekorps). Das unbegrenzte Vertrauen und die große Anhänglichkeit, die der Feldzeugmeister nicht nur bei den ihm unterstellten Truppen, sondern in der ganzen Armee genoß, erklärten sich nicht nur durch seine Erfolge auf dem Schlachtfelde, sondern auch durch die Ueberzeugung, daß

entweder zur Offensive übergehen oder zwischen Elbe und Bistritz eine Schlacht annehmen zu wollen scheine. Der General hatte hinzugefügt, daß Prinz Friedrich Karl die nötigen Befehle erlassen habe, die I. und Elbarmee für den Angriff am nächsten Morgen bereitzustellen; der Prinz habe den Kronprinzen um seine Mitwirkung ersucht, doch erbitte er die Sicherstellung dieser Hilfe durch einen königlichen Befehl. Der König hatte dem Vortrage, unter Zuhilfenahme der Karte, mit größter Aufmerksamkeit zugehört und sodann den General angewiesen, sich zwecks näherer Besprechung zu dem in unmittelbarer Nähe einquartierten General v. Moltke zu begeben. Es mochte 11 Uhr sein, als ich diesen beim Könige anzumelden hatte. Der Vortrag war kurz, da der König schon über die Sachlage orientiert war, der Befehl für die II. Armee, mit allen Kräften zur Unterstützung der I. Armee in deren linker Flanke sofort aufzubrechen, bald fertiggestellt. Ich hatte ihn dem Flügeladjutanten Oberstleutnant Grafen Finckenstein[1]) einzuhändigen, der ausersehen war, ihn in das Hauptquartier des Kronprinzen nach Königinhof zu bringen. Ich fand Gelegenheit, dem Grafen bei der Ausrüstung zu diesem wichtigen nächtlichen Ritt, der bald nach Mitternacht angetreten wurde, behilflich zu sein. Nachdem ich mich noch des Allerhöchsten Auftrages entledigt hatte, den Grafen Bismarck und das engere Hauptquartier mit Weisungen für den Aufbruch am nächsten Morgen zu versehen, konnte ich es mir nicht versagen, auch meinen Freund, den dem Grafen Bismarck beigegebenen Major Prinzen Heinrich VII. Reuß, bisherigen Gesandten in München,[2])

---

er der Mann sei, die Schäden, die seit lange der Armee anhafteten, zu heilen. Im Gegensatze zu seinem Vorgänger, dem Grafen Gyulai, legte er den größten Wert auf die Selbständigkeit der Unterführer, den Mut der Verantwortung und die gründliche Ausbildung des einzelnen Mannes. — Mittelgroß und kräftig gebaut, mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen und ausdrucksvollen Augen, trug der damals sechsundfünfzigjährige Feldzeugmeister eine gewisse kecke Treuherzigkeit zur Schau, die den Schein der Absichtlichkeit nicht ganz verleugnete.

Während meines Aufenthalts in Verona war ich täglich Gast an seiner Mittagstafel, zu der stets etwa fünfundzwanzig bis dreißig Offiziere geladen wurden. Es war mir auffallend, wie abfällig man sich in seiner Umgebung über das Prinzip äußerte, die ersten Kommandostellen der Armee mit den Gliedern der hohen Aristokratie zu besetzen; man führte die Erfolge der Franzosen 1859 zum Teil auf ihr zweckmäßiges Beförderungssystem zurück.

[1]) Am 16. August 1870 als Kommandeur des 2. Gardedragonerregiments bei Mars la Tour gefallen.

[2]) Später lange Jahre deutscher Botschafter in Petersburg, Konstantinopel und

von den bevorstehenden großen Dingen in Kenntnis zu setzen; ich schaffte ihm damit die Möglichkeit, andern Tages der Schlacht von Anfang an beizuwohnen. Viel Zeit zur Nachtruhe blieb mir nun bis zum Aufbruch nicht mehr übrig.

Wien, wo er 1879 den deutsch-österreichischen Bündnisvertrag abschloß. Lebt jetzt als General der Kavallerie und Generaladjutant auf seiner Besitzung Trebschen bei Züllichau.

Königgrätz

Um 5 Uhr früh wurden am 3. Juli (es war ein Dienstag) in Gitschin die Wagen bestiegen. Der König fuhr mit dem diensttuenden Flügeladjutanten Major Grafen Lehndorff[1]) voraus; in einem viersitzigen Wagen folgten die übrigen vier Flügeladjutanten. Der Himmel hatte sich mit einem dichten Wolkenschleier überzogen, und seit Tagesanbruch fiel unaufhörlich ein feiner Nebelregen, der die Aussicht hemmte, die Kleider schnell durchnäßte und den Marsch der Truppen auf den schon schlechten Feldwegen sowie seitwärts der Straße durch das hohe nasse Getreide sehr erschweren mußte. Ein scharfer, kalter Wind machte sich unangenehm fühlbar.

Nach einer Fahrt von drei Meilen auf der nach Königgrätz führenden Chaussee erreichten wir gegen 7 Uhr Horitz, wo sich seit dem frühen Morgen die 5. und 6. Division (III. Armeekorps) gesammelt hatten; wir durchschnitten ihre Kolonnen auf der Weiterfahrt nach Klenitz, wohin über Nacht die Reitpferde vorausgeschickt waren. Hier stieg der König zu Pferde und ritt unter den begeisterten Hurrarufen der Truppen mit seiner Umgebung auf die nahegelegene Höhe von Dub, wo auch der Oberkommandierende der I. Armee, Prinz Friedrich Karl, mit seinem Stabe zugegen war, um über die Lage Bericht zu erstatten.

Um diese Zeit, etwa 8 Uhr, führte die 8. Division (v. Horn) ein hinhaltendes Gefecht an der Bistritz bei Sadowa; die 7. Division (v. Fransecky) befand sich auf dem Marsche von Cerekwitz nach Benatek, um links von der 8. in deren Gefecht einzugreifen; rechts von der 8. Division näherte sich das II. Armeekorps (v. Schmidt) den Ortschaften Zawadilka und Mzan. Die als Reserve zurückgehaltene 5. und 6. Division marschierten bei Klenitz auf.

Schon als wir zu Pferde stiegen, hörte man in der Richtung auf Sadowa Kanonendonner; wie wir nun erfuhren, hatte die 8. Division bei ihrem Vorgehen das Feuer einer österreichischen Batterie auf sich gezogen und durch Batterien vom Roskosberge aus erwidern lassen. Kaum hatte

---

[1]) Als General der Kavallerie und Generaladjutant auf seinem Schlosse Preyl bei Königsberg i. Pr. am 24. April 1905 gestorben.

der König die Höhe von Dub erreicht, als einzelne Granaten in seiner unmittelbaren Nähe einschlugen, ohne jedoch in dem weichen Boden zu krepieren. Ob durch das zahlreiche Gefolge die Aufmerksamkeit der Oesterreicher erregt worden war oder ob der Zufall gewaltet hatte, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls verzog der König keine Miene und wechselte auch den Platz nicht. Nach gewonnener Orientierung über die Sachlage befahl er das Vorgehen der I. Armee, um sich in den Besitz der Bistritzlinie zu setzen.

Bald darauf nahm man starkes Artilleriefeuer in der Richtung auf Masloweb wahr. Da dies die Richtung war, in der man, den in der Nacht gegebenen Befehlen gemäß, das Eingreifen des Kronprinzen erwartete, so hörte man in der Umgebung des Königs Ausrufe wie „Das ist der Kronprinz!" oder „Das sind die Batterien des Kronprinzen!" Da ich dem Aufbruche des Grafen Finckenstein kurz nach Mitternacht beigewohnt und die von ihm zurückzulegende Entfernung nach der Karte berechnet hatte, so erschien es mir unzweifelhaft, daß diese Hoffnungen auf einem Irrtum beruhten und unter Umständen recht bedenkliche Folgen haben konnten. Ich wendete mich mit dieser Ansicht an den neben mir stehenden General v. Podbielski, ihm anheimstellend, den König auf diese Batterien aufmerksam zu machen; zugleich erbot ich mich, nach dem linken Flügel in der Richtung auf Benatek zu reiten und die Sache aufzuklären.

Da der König meinen Vorschlag genehmigte, so begab ich mich auf den Weg, begleitet von einigen Meldereitern, die ich aus der Stabswache entnommen hatte. Vor dem Abreiten teilte mir General v. Podbielski mit, daß der König demnächst seinen Standpunkt auf dem Roskosberge nehmen werde; dorthin seien alle Meldungen zu richten.

Da die Bistritz durch sumpfiges Wiesengelände floß, so bildete der an sich nicht bedeutende Bach ein erhebliches Hindernis. Zwischen Sowetitz und Hnewcowes machte ich den Versuch, in der Richtung auf Benatek ihn zu überschreiten, wo ich die Kolonnen der 7. Division wahrnehmen konnte. Ich fand jedoch weder einen zu Pferde benutzbaren Uebergang noch eine Furt, gewahrte dagegen in der Nähe eines Steges auf dem jenseitigen (linken) Ufer den mir bekannten Leutnant v. Heister[1]) vom 10. Husarenregiment, das zur Avantgarde der 7. Division gehörte. Da er meine Frage, ob die bei Masloweb im Feuer stehenden Batterien österreichische seien, in voller Uebereinstimmung mit meiner eignen Anschauung mit aller

[1]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der 36. Division in Danzig.

Bestimmtheit bejahte, so schickte ich eine bezügliche Meldung durch einen meiner Meldereiter an das Große Hauptquartier. Einen in der Nähe befindlichen Uebergang über die Bistritz vermochte mir Leutnant v. Heister leider nicht anzugeben; ich war daher genötigt, längs des Baches weiterzureiten, um die zwischen Hnewcowes und Benatek gelegene Brücke zu benutzen. Nach Durchreiten dieses Dorfes stieß ich unweit des Swiepwaldes auf mehrere Bataillone der 7. Division, die dort auf einer Wiese in Reserve standen, während, wie ich erfuhr, die Avantgarde, vier Bataillone unter General v. Gordon,[1]) bereits in den Wald, nach Vertreibung mehrerer österreichischer Bataillone, eingedrungen war. Auch den Generalstabsoffizier der Division, Major v. Krenski,[2]) fand ich bei Benatek vor; auf Befragen teilte er mir mit, daß der General v. Fransecky bei den Truppen der Avantgarde im Walde sei. Ich durchritt nun die Wiesenschlucht, die den nordöstlichen, vom Füsilierbataillon 67. Regiments besetzten Waldvorsprung vom Hauptteil des Waldes trennte, und erreichte nicht ohne Schwierigkeit den hochgelegenen Waldteil, über den sich die von Masloweb kommende Straße in westlicher Richtung hinwegzieht. Der Wald bestand hier aus ganz niedrigem Unterholz, in dem an vielen Stellen kürzlich geschlagenes Klafterholz aufgestapelt lag; ich war deshalb in der Lage, mir einen gewissen Ueberblick sowie ein Urteil über die Gefechtslage zu verschaffen. Oesterreichische Batterien bei Masloweb — es waren die von Dub aus wahrgenommenen — und feindliche Infanterie hielten den Wald stark unter Feuer und verursachten zahlreiche Verluste bei unsern Kompagnien, die hinter den Holzklaftern nach Möglichkeit Deckung suchten und das feindliche Feuer lebhaft erwiderten. Hier traf ich den General v. Fransecky.[3]) Er befand sich zu Fuß in der Schützenlinie; sein Pferd war ihm kurz zuvor in der obenerwähnten Wiesenschlucht

[1]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der 11. Division in Breslau.

[2]) War 1870/71 zuerst Chef des Generalstabes XIII. Armeekorps. Später zwang er Longwy zur Uebergabe und war zuletzt Kommandeur der 6. Feldartilleriebrigade; 1878 verabschiedet.

[3]) General v. Fransecky war 1870/71 kommandierender General des II. (Pommerschen), dann bis 1879 des XV. Armeekorps zu Straßburg, zuletzt Gouverneur von Berlin. Er starb am 22. Mai 1890 zu Wiesbaden.

H. v. Sybel sagt von ihm in seiner „Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I.“, V. Band, Seite 195, bei Schilderung des Kampfes im Swiepwalde: „Er war ein Mann von schlankem, aber nicht hohem Wuchs, von feinen und festen Zügen, von reicher Begabung und Bildung und von einem, man möchte sagen fanatischen Ehr- und Pflichtgefühl.“

unter dem Leibe erschossen worden. Sobald ich seiner ansichtig wurde, stieg ich vom Pferde, das ich durch einen Meldereiter aus dem stärksten Feuer zurückführen ließ, meldete mich bei dem General, gab ihm Aufschluß über die Ankunft und den Stand des Königs sowie über meinen Auftrag und bat um die Erlaubnis, zur weiteren Beobachtung des Gefechts bei ihm verweilen zu dürfen. Nach gewonnener Orientierung fertigte ich einen zweiten Meldereiter an das Große Hauptquartier ab, durch den ich meine Absicht erklärte, noch bei der 7. Division zu bleiben, in der Hoffnung, bald etwas von der Ankunft des Kronprinzen melden zu können.

Bald erschien auch der General v. Stülpnagel, Oberquartiermeister der I. Armee. Er hatte vom Prinzen Friedrich Karl, wie ich vom Könige, den Auftrag erhalten, sich über die Lage bei der 7. Division zu unterrichten; auch brachte er den Befehl des Prinzen, sich nicht weiter nach links auszudehnen. Nach kurzem Verweilen ritt er wieder ab. Deutlich erinnere ich mich, daß er den Aufenthalt bei uns für den ungemütlichsten erklärte, den er je erlebt habe. Bald trafen auch der Generalmajor v. Schwarzhoff,[1] Kommandeur der 13. Infanteriebrigade, sowie der Oberst v. Medem,[2] Kommandeur des 26. Infanterieregiments, von rückwärts her bei uns ein, während Generalmajar v. Gordon, Kommandeur der 14. Infanteriebrigade, das Gefecht am südwestlichen Waldrande und bei Cistowes leitete.

Es war die Zeit, als das österreichische IV. Armeekorps Graf Festetics bei Maslowed zum Angriff mit drei Brigaden gegen den Wald vorging. Die Brigade Fleischhacker wendete sich gegen Cistowes, die Brigade Poeckh gegen die südöstliche Waldecke, wo wir die österreichischen Kolonnen, die Offiziere zu Pferde, heranrücken sahen. Der Brigade Poeckh gelang es trotz großer Verluste, in den Wald einzudringen und die Verteidiger in nordwestlicher Richtung zurückzudrängen, bis ein Vorstoß frischer Bataillone der 7. Division sie zurückwarf und ein Waldgefecht sich entwickelte, in dem jede einheitliche Leitung aufhörte. Ein überwältigendes Feuer aus nahezu hundert österreichischen Geschützen hatte den Angriff vorbereitet und stellte unsre Truppen auf eine harte Probe. Die Verluste nahmen erschreckend zu, viele Offiziere waren gefallen, aber durchdrungen von der Wichtigkeit der Stellung, war alles fest entschlossen, den

---

[1]) Als General der Infanterie und kommandierender General des III. Armeekorps 1881 gestorben.

[2]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandant von Mainz.

Wald bis auf den letzten Mann zu behaupten. Ein geeigneterer Führer für diese Aufgabe als General v. Fransecky hätte schwerlich gefunden werden können. Er stand im heftigen Feuer meist in der Schützenlinie und beobachtete von hier aus das Gefecht mit gespannter Aufmerksamkeit und ohne jede Erregung; seine Unerschrockenheit und ruhige Entschlossenheit flößten seiner Umgebung festes Vertrauen in den Ausgang des verlustreichen Kampfes ein und sind mir unvergeßlich geblieben.

Ich mochte etwa eine Stunde beim Stabe der 7. Division verweilt haben. Die Angriffe der Oesterreicher erneuerten sich unausgesetzt, das Artilleriefeuer nahm an Heftigkeit zu, und im Walde setzte sich das Gefecht einzelner Abteilungen fort. Die Bedrängnis der Division wurde immer größer, von einem Eingreifen des Kronprinzen nahm man noch nichts wahr. Da rief General v. Fransecky mich heran und äußerte etwa folgendes: „Sie sehen, wie die Angriffe der Oesterreicher sich verstärken, und daß ich keine Reserve an Infanterie mehr habe. Ich werde aber den letzten Mann daransetzen, die wichtige Position zu halten. So lieb mir Ihre Anwesenheit hier ist, so wäre es mir doch noch erwünschter, Sie ritten jetzt zum Könige, meldeten ihm die Lage sowie meinen festen Entschluß, den Wald zu halten, und bäten ihn, wenn solche verfügbar, um eine Verstärkung an Infanterie."

Ich begab mich daher zu meinen Pferden zurück und versuchte, den Waldweg Benatek-Cistowes überschreitend, in westlicher Richtung auf dem kürzesten Wege den Standpunkt des Königs auf dem Roskosberge zu erreichen. Auf diesem Ritt stieß ich in dem südwestlichen Teile des Waldes auf den Obersten v. Zychlinski,[1]) Kommandeur des 27. Infanterieregiments, dessen Bataillone ein lebhaftes Feuergefecht führten. Ich teilte dem Obersten, dessen vorzügliche persönliche Haltung einen ausgezeichneten Eindruck machte, meine Erlebnisse beim General v. Fransecky und meinen Auftrag an den König in Kürze mit, um dann ohne Verzug meinen Ritt in westlicher Richtung fortzusetzen. Als ich im Begriff stand, den Wald zu verlassen, um das Skalkagehölz zu erreichen, sah ich vor mir in der Entfernung von einigen hundert Metern auf freiem Felde ein österreichisches Bataillon, das in Marschkolonne anscheinend sorglos der Bistritz zumarschierte. Es war, wie sich später herausstellte, ein Bataillon des Infanterieregiments Erzherzog Karl Ferdinand, zur Brigade Poeckh gehörig, das nach dem Eindringen in den Wald die Orientierung verloren

[1]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der 15. Division in Köln.

hatte und bald nachdem es mir hier zu Gesicht gekommen von der Eskadron des Rittmeisters v. Humbert vom 10. Husarenregiment überraschend attackiert und in der Stärke von 10 Offizieren 665 Mann gefangengenommen wurde.

Beim Anblick des österreichischen Bataillons hatte ich den Eindruck hier nicht durchkommen zu können; ich bog deshalb im Walde rechts in die Richtung auf Benatek ab und überschritt die Bistritz wiederum auf der Brücke östlich von Hnewcowes. Auf diesem Ritte stieß ich auf den Generalmajor Grafen v. Bismarck-Bohlen,[1]) der vom Prinzen Friedrich Karl den Auftrag erhalten hatte, mit seiner aus den Kavallerieregimentern der 5. und 6. Division zusammengestellten Brigade den linken Flügel der 7. Division zu decken. Der General erhielt von mir über die überaus schwierige Gefechtslage des Generals v. Fransecky genaue Orientierung und wurde dadurch in den Stand gesetzt, sachgemäß einzugreifen.

Es mochte gegen 11 Uhr sein, als ich auf dem Roskosberge dem Könige Bericht erstattete. Ich schilderte, unter Hinweis auf den deutlich sichtbaren, hochgelegenen Wald, die bedrängte Lage der 7. Division, die sich des übermächtigen Angriffs zweier österreichischen Armeekorps nur mit äußerster Anstrengung und unter großen Verlusten erwehre, und schloß meinen Vortrag mit den Worten des Generals v. Fransecky, daß er, obschon fest entschlossen, die wichtige Stellung bis auf den letzten Mann zu halten, doch Seine Majestät um eine Verstärkung an Infanterie bitte. Meinem Berichte mit Aufmerksamkeit, aber schweigend zuhörend, erwog der König augenscheinlich die Möglichkeit, der Bitte des Generals zu willfahren, als der neben ihm stehende General v. Moltke vortrat und sich etwa folgendermaßen äußerte: „Euer Majestät muß ich entschieden abraten, dem General v. Fransecky auch nur einen Mann Infanterie an Verstärkung zu schicken. Solange der Kronprinz nicht eingreift, von dem allein dem General Hilfe kommen kann, müssen wir auf eine österreichische Offensive gefaßt sein. Wir werden sie abwehren, solange wir über das III. Armeekorps verfügen. Auch ist ja die Kavalleriebrigade des Grafen Bismarck zu Hilfe geschickt, die der Oberstleutnant v. Loë gesehen haben muß. Uebrigens kenne ich den General v. Fransecky genau und weiß, er hält auch so fest."

Der König entschied in diesem Sinne, und so blieb das III. Armee-

---

[1]) Während des Krieges 1870/71 Generalgouverneur in Elsaß und Lothringen, zuletzt General der Kavallerie und Generaladjutant.

korps in seiner Reservestellung am Roskosberge, bis gegen Mittag Prinz Friedrich Karl es bei Unter-Dohalitz und Sadowa über die Bistritz zog, um es zum Angriffe zur Hand zu haben.

Nach Ausführung meines Auftrages vermochte ich mir nun einen Ueberblick über das Schlachtfeld zu verschaffen, soweit der verhältnismäßig niedrig gelegene Berg und das immer noch trübe, wenn auch allmählich sich aufhellende Wetter es gestattete. Es fiel sofort ins Auge, wie wenig sich der Standpunkt des Großen Hauptquartiers zur Leitung der Schlacht eignete, denn er überragte nur unerheblich die vorliegende Talniederung der Bistritz, und einen gründlichen Einblick in das Schlachtfeld vermochte man in keiner Weise zu gewinnen. Gleichwohl war man von der Schwierigkeit eines Frontalangriffs auf die österreichische Armee sofort überzeugt. Von dem nahe vor uns liegenden Bistritztal schien das Gelände bis in das Zentrum der feindlichen Stellung bei Lipa und Chlum stetig anzusteigen; die dortigen Höhen sahen wir von starken Batterien gekrönt, von der feindlichen Infanterie vermochte man nichts wahrzunehmen. Der hochgelegene Swiepwald war deutlich zu sehen, verdeckte aber die jenseits gelegene Gegend von Masloweb; hart links des Waldes ragte die Höhe von Horenowes mit den beiden historischen Linden hervor. Von der Elbarmee sah man nach rechts hinüber nur Rauchwolken. Selbst in das an der Bistritz im Holawalde sich abspielende Gefecht der 8. Division sowie in die Verhältnisse beim II. Armeekorps vermochte man sich wegen der Waldparzellen und des im Tale lagernden Nebels und Pulverrauchs einen rechten Einblick nicht zu verschaffen.

Dies veranlaßte in mir, der ich zurzeit dienstlich nicht in Anspruch genommen war, den Wunsch, mich über den Stand der Schlacht in dem kaum 2 Kilometer vom Roskosberge entfernten Holawalde sowie über die dortigen Geländeverhältnisse persönlich zu unterrichten. Nach eingeholter Genehmigung ritt ich bei Sadowa über die Bistritz und wendete mich dann links, wo ich in der Nähe des Skalkagehölzes auf das zur 8. Division gehörende 6. Ulanenregiment unter Oberstleutnant Freiherrn v. Langermann stieß, das in einer Mulde Aufstellung genommen hatte. Die zwischen Sadowa und Cistowes aufgefahrenen Batterien der Division fand ich im Feuer gegen überlegene Artillerie bei Lipa, der zudem die überhöhende Stellung zugute kam. Da ich hier dem in den früheren Morgenstunden erkundeten Gefechtsfelde der 7. Division nahe war, so vermochte ich mir nun ein klares Bild von der Gefechtslage beim ganzen IV. Armeekorps zu machen. Im Holawalde, dem ich nun zuritt, stieß ich

auf die Regimenter 31 und 71, die den östlichen und südlichen Rand stark besetzt hatten, und sprach den dort befehligenden Generalmajor v. Bose,[1]) der sich, seinem Temperament und Tatendrange entsprechend, ganz vorn in der Schützenlinie aufhielt. Ihm wie allen andern Kommandeuren und Offizieren war die Leitung des Gefechts und die Ueberwachung der Mannschaften aufs äußerste erschwert, da der Wald, nur stellenweise hochstämmig, überwiegend aus dichtem Unterholze bestand, das jede Uebersicht ausschloß. Ein Blick über das nach Lipa zu sanft ansteigende offene Gelände überzeugte mich leicht, daß der dem Kommandeur der 8. Division gegebene Befehl, den Wald festzuhalten, jedes weitere Vorgehen aber zu unterlassen, durchaus der Lage entsprach. Das überwältigende österreichische Artilleriefeuer machte nicht nur jedes Vordringen unmöglich, sondern fügte auch den im Walde befindlichen Truppen bei der Lösung ihrer Aufgabe des geduldigen Ausharrens harte Verluste zu; der Lärm, mit dem die österreichischen Granaten durch die Baumkronen fuhren, Aeste und Holzsplitter abreißend, mußte im Laufe der langen Stunden auch die festesten Nerven erschüttern.[2])

Ueber Ober-Dohalitz längs des West- und Nordrandes des Waldes weiterreitend, sah ich zwischen Unter-Dohalitz und Sadowa die in der Reserve befindlichen Bataillone der 8. Division und erreichte bald das Hauptquartier auf dem Roskosberge, wo ich dem Könige über das Gesehene Bericht erstatten konnte.

Bald darauf sah man eine Batterie, wahrscheinlich von der Divisionsartillerie der 8. Division, über die Bistritz zurückkommen und sich unsrer Aufstellung nähern; nicht viel später schlug auch das 6. Ulanenregiment denselben Weg rückwärts ein. Den Schluß bildeten nach einiger Zeit Infanterieabteilungen der 8. Division, die den Holawald verlassen hatten. Der Eindruck, den dies auf die um den König versammelten Offiziere machte, war recht ungünstig. Er war vorbereitet und wurde verstärkt durch das Ausbleiben einer jeden bestimmten Nachricht über das Eingreifen der kronprinzlichen Armee, das man schon seit geraumer Zeit erwartete. Der

[1]) Zuletzt General der Infanterie und kommandierender General des XI. Armeekorps, das er 1870 bis zu seiner bei Wörth erfolgten schweren Verwundung ruhmvoll geführt hatte; 1880 unter Erhebung in den Grafenstand verabschiedet. Von ihm trägt das Infanterieregiment Nr. 31 seinen Namen.

[2]) Die österreichische Artillerie war ausschließlich mit gezogenen Geschützen ausgerüstet, die preußische noch zu etwa einem Drittel mit glatten; erst im Herbst 1867 schieden deren letzte aus der Feldartillerie aus.

König blieb zwar äußerlich völlig ruhig, wandte sich jedoch an den General v. Moltke mit der Frage, welches seine Ansicht über den Stand der Schlacht sei. Die ohne Zögern gegebene Antwort des Generals: „Euer Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug," machte auf die Umstehenden einen tiefen Eindruck und drängte die Besorgnisse zurück, die sich mancher Gemüter bemächtigt haben mochten. Seine zuversichtliche Erklärung begleitete der General mit einem Hinweis auf die weithin sichtbare Höhe von Horenowes, wo man wahrzunehmen glaubte, daß das österreichische Geschützfeuer verstumme; ja man meinte die roten Attilas der Gardehusaren neben den beiden historischen Linden auftauchen zu sehen. „Das ist der Kronprinz, der den rechten Flügel der Oesterreicher angreift," fügte der General hinzu.

Inzwischen hatte sich das Zurückströmen der Infanterie aus dem Holawalde verstärkt. Auf eine größere Abteilung, die von einem an Kopf und Arm verwundeten Stabsoffizier geführt wurde, ritt der König zu; er befahl dem Führer, Halt und Front machen zu lassen, rief die Offiziere vor und ließ diese wie auch die Mannschaften mit scharfen Worten an. „Dort ist der Feind, dorthin führen Sie Ihre Leute zurück. Ich bitte mir aus, daß ihr als brave preußische Soldaten Eure Schuldigkeit tut!" Das Bataillon — es war vom 71. Regiment — trat sofort den Rückmarsch in den Holawald an.[1]) In gleicher Weise schickte der König ein über die Bistritz zurückgewichenes Bataillon vom II. Armeekorps in das Gefecht zurück.

Das energische soldatische Auftreten des Oberfeldherrn in einem so kritischen Augenblicke machte einen tiefen und erhebenden Eindruck. Wenn die durch stundenlanges Ausharren im heftigsten Geschützfeuer schließlich erschütterte Infanterie auf die kurzen Worte des Königs ohne weiteres ihre Haltung wiederfand, so gibt dies ein Bild des persönlichen Einflusses, den König Wilhelm als oberster Kriegsherr jederzeit auf sein Heer ausgeübt hat. Alle Anwesenden wurden von der Ueberzeugung erfüllt, daß unter

[1]) Wie mir der Kommandeur des 3. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 71 Oberst v. Witzleben, am 16. Juni 1905 auf Grund eingehender Nachforschungen mitgeteilt hat, sind die Abteilungen dieses Regiments damals nicht eigenmächtig aus dem Holawalde zurückgewichen, sondern durch die Offiziere zurückgeführt worden. Dies wurde hauptsächlich veranlaßt durch die sich verbreitende Nachricht, daß eine Ablösung der Waldbesatzung durch Teile des III. Armeekorps stattfinden solle. Ob ein dahingehender Befehl von höherer Stelle tatsächlich gegeben und von wem er ausgegangen ist, hat das Regiment nicht feststellen können.

solcher Führung man aushalten werde, es möge kommen wie es wolle, und daß ein Zurückweichen undenkbar sei.

Ueber die Fortschritte der kronprinzlichen Armee in der rechten Flanke der Oesterreicher kamen bestimmte Nachrichten nur spärlich und auf großen Umwegen sehr verspätet an das Große Hauptquartier, das noch zwei spannungsvolle Stunden auf dem Roskosberge zu verleben hatte. Man sah zwar in der zweiten Nachmittagsstunde bei Horenowes das Aufblitzen der preußischen Batterien und das Vordringen der Infanterie, auch der Kampf um den Swiepwald schien an Heftigkeit abzunehmen; jedoch im Zentrum dauerte er in unverminderter Stärke fort, und die Truppen litten schwer. Endlich, zwischen 2 und 3 Uhr, sah man das hochgelegene Chlum in Flammen aufgehen, die dortigen österreichischen Batterien richteten ihr Feuer gegen Osten, und bei der I. Armee ließ überall das Feuer nach. Wohl meist ohne höheren Befehl drängten nun die so hart mitgenommenen Truppen vorwärts, und der König gab gegen 3½ Uhr den Befehl zum allgemeinen Vorgehen. Er selbst setzte sich an die Spitze der Kavalleriebrigade des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg, überschritt am Skalkagehölz die Bistritz, am Holawalde die Chaussee und traf unterhalb der Höhen von Lipa, nordwestlich von Langenhof, auf die vorgehende 2. Gardedivision, insbesondere das Gardeschützenbataillon und das Regiment Elisabeth. Als die Gardetruppen des Königs ansichtig wurden, brauste ein jubelndes Hurra durch ihre Reihen; Offiziere und Mannschaften umringten den Monarchen, streckten ihm die Hände entgegen und gaben die höchste Begeisterung kund. Namentlich ist mir Hauptmann v. Gélieu[1]) vom Gardeschützenbataillon erinnerlich, dem der König vom Pferde die Hand reichte. Die Siegesbegeisterung war unbeschreiblich. Die Stellungen bei Langenhof waren schon von den Hauptkräften der österreichischen Artillerie nach heldenmütigem Kampfe verlassen, und nur noch einzelne Batterien richteten ihr Feuer auf die vorgehende preußische Infanterie. Eben in dem Augenblicke, als der König dem Regiment Elisabeth entgegenritt, wurden dessen Führer, Oberstleutnant v. Pannewitz, sowie der Regimentsadjutant Leutnant v. Wurmb durch ein österreichisches Geschoß tödlich getroffen. Tiefbewegt reichte der König dem sterbenden Helden die Hand, aus dessen Augen die Siegesfreude leuchtete.

Als der König im Begriffe stand, von hier in der Richtung auf Stresetitz und Problus weiterzureiten, tauchten bereits von allen Seiten

[1]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandant von Koblenz; 1890 verabschiedet.

die Spitzen der zur Verfolgung vorbrechenden preußischen Kavalleriemassen auf. Da ein Zusammenstoß mit den zur Deckung des Rückzuges bereitstehenden österreichischen Kavalleriedivisionen unmittelbar bevorstand, so gab mir der König den Befehl, diesen Kampf zu beobachten sowie über seinen Verlauf und die weitere Verfolgung zu berichten.

Ich ritt zunächst nach dem südlichen Ausgange von Stresetitz, dessen Umfassung von der nachrückenden preußischen Infanterie, namentlich von Teilen der Regimenter 31, 35 und 61, unter Führung des Generals v. Bose, besetzt war. Bei meiner Ankunft hatte sich südöstlich des Dorfes das Gefecht zwischen der österreichischen Brigade Fürst Windischgrätz (Kavalleriedivision Graf Coudenhove) und dem preußischen Dragonerregiment 3 und Ulanenregiment 11 bereits abgespielt. Ein Teil der Reitermasse war am Südrande von Stresetitz vorübergejagt und hatte durch das Feuer der Dorfbesatzung große Verluste erlitten; ich sah das Feld von österreichischen Kürassieren, aber auch von preußischen Dragonern bedeckt. Weiße Flecken zeigten überall schon von weitem deutlich die Stellen, wo die mit weißen Mänteln ausgestatteten Kürassiere gefallen waren.

Ich hatte von Stresetitz die Richtung auf Problus eingeschlagen und traf auf dem halben Wege einen Teil des Blücher-Husaren-Regiments, mit dessen Kommandeur, Oberst v. Flemming,[1] ich einige Worte wechselte, als sich aus östlicher Richtung das österreichische Alexander-Ulanen-Regiment (Kavalleriedivision Coudenhove) in buntem Gewühl mit dem 1. Gardedragonerregiment in langgestrecktem Attackengalopp den Blücher-Husaren und dem von Problus herankommenden 1. Gardeulanenregiment näherte. Diese gingen sofort den feindlichen Ulanen entgegen und wurden im Getümmel mit fortgerissen. Bei diesem zwischen Problus und Stresetitz stattfindenden Zusammenstoß behielten die Preußen, kräftig unterstützt durch das Feuer ihrer Infanterie aus beiden Dörfern, schließlich die Oberhand. Da ich mich mitten in dem Kampfgewühl, hauptsächlich in der Nähe der Blücher-Husaren befand, so konnte ich von dem Verlauf des Gefechtes nur einen flüchtigen Eindruck gewinnen; ich erinnere mich nur, daß, als die preußischen Reiter nach Schluß der Attacke gesammelt wurden, die österreichischen Ulanen teils den Boden bedeckten, teils gefangen waren; der Rest hatte die Flucht ergriffen.

Wenige Minuten zuvor hatte nordöstlich von Stresetitz in Richtung auf Langenhof ein Gefecht der österreichischen Kavalleriedivision Prinz Holstein mit den Zieten-Husaren und dem Ulanenregiment 4 stattgefunden,

[1]) Zuletzt Generalmajor und Kommandeur der 8 Kavalleriebrigade.

dessen Verlauf ich wegen der erheblichen Entfernung (1 bis 2 Kilometer) im einzelnen nicht wahrnehmen konnte. — Doch hatte ich aus allen bisherigen Kavalleriekämpfen den Eindruck, daß nach wechselnden Erfolgen die geschlossen und tapfer kämpfende österreichische Kavallerie weniger der preußischen Kavallerie als dem Feuer des Zündnadelgewehrs erlag.

Dem Rückzuge der sich auflösenden Kavalleriedivision Coudenhove, die auf verschiedenen Wegen den Elbübergängen zuströmte, folgte ich längs des Brizaer Waldes in der Richtung auf Klacow und durchritt zahlreiche Abteilungen versprengter österreichischer Infanterie, deren Haltung bereits die Auflösung dieser Waffe kennzeichnete. Mehrmals wurde ich von Mannschaften nach der Richtung gefragt, die sie einschlagen sollten, worauf ich ihnen Chlum anwies. In der Gegend von Briza stieß ich auf die Kavalleriebrigade Rheinbaben und die reitende Batterie des Hauptmanns v. Gregory von der Gardeartillerie. Vor uns war eine sehr starke österreichische Batterie aufgefahren, die das von der Batterie Gregory eröffnete Feuer alsbald mit großer Ueberlegenheit erwiderte; rechts vorwärts stand in guter Haltung eine starke österreichische Kavalleriemasse, anscheinend Küraßiere, die sich später als die 2. Reservekavalleriedivision Zaitschek herausstellte. Im Stabe des Generals v. Rheinbaben,[1]) bei dem ich mich gemeldet hatte, entstand die Frage, ob es nicht geboten sei, die vor uns stehenden österreichischen Truppen anzugreifen, um dann die Verfolgung gegen die Elbe fortzusetzen. Oberstleutnant v. Barner, Kommandeur des 1. Gardedragonerregiments, sprach für den Angriff, doch lehnte General v. Rheinbaben den Vorschlag ab wegen der bedeutenden Ueberlegenheit des Gegners.

Da ich den Eindruck gewann, daß ein weiteres Vorgehen der preußischen Kavallerie an dieser Stelle nicht zu erwarten sei, so wendete ich mich nach der großen Straße zurück, um den König aufzusuchen und ihm Bericht zu erstatten. Bald traf ich den Flügeladjutanten Major Grafen Lehndorff, der sich gleichfalls zum Großen Hauptquartier zurückbegeben wollte. Wir begegneten auf unserm gemeinsamen Ritte einer großen Anzahl von Kavallerieregimentern, die untätig standen, und konnten uns des Eindruckes nicht erwehren, daß ein einheitlich geführter Vorstoß in der Richtung auf Pardubitz zu den größten Ergebnissen hätte führen müssen. Aber weder hier noch auf andern Teilen des Schlachtfeldes fanden sich Entschlossenheit und Kraft, den Sieg durch eine energische Verfolgung bis zur Vernichtung des Feindes auszunutzen.

---

[1]) Zuletzt General der Kavallerie und Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens, 1880 verabschiedet.

Wir fanden den König bei Problus, unmittelbar vor dem Zusammentreffen mit dem Kronprinzen — einer der ergreifendsten Augenblicke des Feldzuges, so oft beschrieben und künstlerisch dargestellt. Ueberall, wo der König sich den Truppen zeigte, herrschte höchste Begeisterung. Die Dankbarkeit, die alle Regimenter ihm auf seinem Siegesritte jubelnd zollten, war die Vorläuferin des Dankes der Nation. Erst nach dem Feldzuge kam sie voll zu der Erkenntnis, was sie ihrem Herrscher schuldete für die Schaffung eines solchen Heeres nicht minder als für seine entschlossene, heldenmütige Führung.

Bei schon einbrechender Dunkelheit ritten wir über Ober-Dohalitz nach Sadowa. Als hier die Wagen bestiegen wurden, fragte ich den König, ob es nicht zweckmäßig sei, nach Ankunft in Horitz dem Grafen Goltz den Ausgang der Schlacht telegraphisch zu übermitteln. Der König war einverstanden. „Graf Bismarck wird ja das offizielle Telegramm an den Botschafter absenden; immerhin wäre es mir lieb, wenn Sie baldmöglichst die Nachricht über den erfochtenen Sieg dem Botschafter mitteilen wollten." Demzufolge ging ich nach der Ankunft in Horitz sofort zum Feldtelegraphen.[1]

Quartier erhielt ich ohne Schwierigkeit beim katholischen Pfarrer, wo ich den Flügeladjutanten Oberstleutnant v. Schweinitz[2]) bereits untergebracht fand. Wir unterhielten uns begreiflicherweise bis in die Nacht hinein über die Ereignisse des Tages. Noch in spätester Stunde ließ sich bei mir der verwundete und in Gefangenschaft geratene österreichische Rittmeister zur Helle, Generalstabsoffizier im Stabe des verwundeten Generalmajors Fürsten Windischgrätz, melden. Ich hatte ihn vor mehreren Jahren in Paris auf Empfehlung des Fürsten Metternich in das Lager von Châlons und zur Besichtigung der Reitschule nach Saumur mitgenommen und in ihm einen angenehmen Reisegesellschafter gefunden. Er teilte mit, daß Fürst Windischgrätz schwer verwundet (Schuß in den Unterleib) in Briza liege, und bat um Gestellung eines Wagens, damit er seinen Kommandeur baldmöglichst zu Horitz in ärztliche Behandlung bringen könne. Seiner Bitte wurde entsprochen. Ich empfahl den Fürsten dem in Horitz tätigen Generalarzt Dr. Langenbeck, der ihn am andern Morgen in die beste Pflege nahm und nach einer glänzenden Operation wiederherstellte.

---

[1]) Graf Goltz hat die Depesche am späten Abend dieses Tages erhalten.
[2]) Später lange Jahre hindurch Botschafter in Wien und St. Petersburg.

In Böhmen nach Königgrätz

Am Vormittage des 4. Juli, der von den Armeen zur Herstellung der Ordnung benutzt wurde, hatte man im Großen Hauptquartier zu Horitz von der Größe des errungenen Sieges noch keine zutreffende Vorstellung. Erst nach und nach gingen die näheren Nachrichten ein über den völlig erschütterten Zustand der österreichischen Armee, aber auch über die Höhe der eignen Verluste.

Der Generalstab, der gestern abend in die früheren Quartiere nach Gitschin zurückgekehrt war, siedelte an diesem Vormittag endgültig nach Horitz über, so daß um Mittag die Befehle an die drei Armee-Oberkommandos bezüglich der Bewegungen für den Nachmittag dieses Tages ausgegeben werden konnten.

Ich überzeugte mich davon, daß Fürst Windischgrätz in Privatpflege gut untergebracht war, und besuchte den Obersten Benedek, einen Vetter des Feldzeugmeisters, der bei dem Versuche, Chlum wiederzunehmen, eine schwere Verwundung davongetragen hatte. Er war 1864 im dänischen Kriege Kommandeur des Infanterieregiments König von Preußen Nr. 34 gewesen, bei Oeversee schwer verwundet und mir seitdem näher bekannt.

Nachmittags begleitete ich den König zum Begräbnis des bei Chlum gefallenen Generalleutnants v. Hiller,[1]) Kommandeurs der 1. Garde-Infanteriedivision, dessen Verlust der hohe Herr besonders schmerzlich empfand. Kaum hatten wir Horitz verlassen, so begegnete uns zu Wagen ein von einem preußischen Offizier begleiteter General, der bei der Annäherung des Königs halten ließ und ausstieg. Da er die Augen verbunden hatte, so glaubte der König im ersten Augenblick einen Verwundeten vor sich zu sehen, bis er in ihm den ihm wohlbekannten General v. Gablenz, den Führer der österreichischen Truppen im Kriege 1864, erkannte. Beide waren sehr bewegt, und der König begrüßte den General mit herzlichen Worten. Als dieser dann aber den Abschluß eines Waffenstillstandes als den Zweck seines Kommens angab, wurde der König sofort zurückhaltend und wies den General an Bismarck und Moltke, die in Horitz zurückgeblieben waren. Die Fahrt nach Chlum wurde fortgesetzt; von der

---

[1]) Das 4. Posensche Infanterieregiment Nr. 59 hat nach ihm seinen Namen.

ergreifenden Feier kamen wir erst nach 10 Uhr zurück. Da die inzwischen geführten Verhandlungen ergeben hatten, daß General v. Gablenz jeglicher Vollmacht ermangelte, so reiste dieser am späten Abend über Königgrätz unverrichteter Sache wieder ab.

Während am folgenden Tage die drei Armeen die Elbe erreichten und zum Teil überschritten, ging im Großen Hauptquartier zu Horitz das Telegramm des Kaisers Napoleon ein, durch das er dem Könige die Abtretung Venetiens an Frankreich mitteilte und sich als Vermittler zwischen den kriegführenden Mächten anbot. Die am Abend desselben Tages abgehende Antwort erklärte die Annahme des kaiserlichen Vorschlages, ohne sich zu etwas Bestimmtem zu verpflichten.

Bei der Uebersiedlung von Horitz nach Pardubitz am Nachmittage des 6. Juli durchschnitten wir einen Teil des Schlachtfeldes und sahen, nahe an Königgrätz heranfahrend, überall die Spuren der österreichischen Niederlage und die Zeichen fluchtartigen Rückzuges. Endlose Trainkolonnen und Bagagen der vormarschierenden Armee machten es schwierig, vorwärtszukommen.

Der Chef des Militärkabinetts, Generalmajor v. Tresckow,[1]) hatte mich aufgefordert, mit ihm seinen Wagen zu teilen, und eröffnete mir unterwegs seine Absicht, mich an Stelle des am 3. Juli gefallenen Oberstleutnants Heinichen zum Kommandeur des Dragonerregiments Nr. 2 vorzuschlagen. Auf seine Frage, ob dies meinen Wünschen entspreche, konnte ich nur erwidern, daß trotz des vielen Interessanten, das das Kommando in Paris mir biete, es mein dringender Wunsch sei, baldmöglichst in die Front zurückzutreten, zumal jetzt, wo mir mit Uebernahme eines Kommandos sofort eine selbständige kriegerische Tätigkeit in Aussicht stehe. Beim Vortrage lehnte aber der König den Antrag ab, da er mich zur Zeit noch im Hauptquartier verwenden wolle.

Der dreitägige Aufenthalt in Pardubitz, vom 6. bis 9. Juli, gewann in strategischer wie politischer Beziehung eine entscheidende Bedeutung.

Sofort nach Ankunft wurde der Entschluß gefaßt, nur mit der II. Armee dem mit seinen Hauptkräften auf Olmütz ausweichenden Gegner zu folgen, die beiden andern Armeen aber ohne Zögern auf Wien zu führen. Die Befehle wurden noch abends ausgegeben.

Am 7. Juli fand in der Villa des Königs eine Besprechung statt über

---

[1]) 1870/71 zeitweise Führer der 17. Division, zuletzt General der Infanterie und kommandierender General des XI. Armeekorps, 1888 verabschiedet.

die Fortführung der Operationen wie über die von Preußen in Paris geltend zu machenden Bedingungen für den Abschluß einer Waffenruhe. Ich hatte die zu den Beratungen eintreffenden Herren zu empfangen und wurde bei dieser Gelegenheit vom General v. Moltke gefragt, ob ich bezüglich der Unzulänglichkeit der französischen Streitkräfte ihm heute noch dieselbe Antwort geben würde wie im März d. J. in Berlin. Ich erwiderte, daß ich keine Veranlassung finde, heute ein andres Urteil abzugeben, da die Gründe der militärischen Schwäche Frankreichs nicht vorübergehender, sondern dauernder Natur seien. Der General teilte mir beiläufig mit, daß er beabsichtige, dem Könige die Fortsetzung des Marsches auf Wien, ohne Rücksicht auf die Haltung des Kaisers Napoleon, vorzuschlagen.

Die Beratungen führten zu dem Entschlusse, noch an demselben Tage den in den Tuilerien beliebten Prinzen Heinrich VII. Reuß, früher lange Jahre der dortigen preußischen Botschaft angehörend,[1]) mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs nach Paris zu schicken, um dem Kaiser in mildester Form die Forderungen Preußens für einen Friedensschluß zu erläutern und von ihm als dem Friedensvermittler zunächst Vorschläge zu erbitten. Auch hatte der Prinz Instruktionen an den Grafen Goltz zu überbringen.

Der Botschafter empfand bei der stets drohenden Gefahr eines französischen Eingreifens peinlich meine Abwesenheit von Paris und seine Unsicherheit auf militärischem Gebiete, namentlich bezüglich der Stärke und Bewegungen der französischen Armee an der Ostgrenze, und forderte in diesen Tagen vom Grafen Bismarck in bestimmter Form meine Rückkehr. Als der Ministerpräsident mir dies mitteilte, fügte er hinzu, daß er den Wunsch des Grafen Goltz als begründet anerkenne und mich bitte, dem bezüglichen Vorschlage beim Könige keine Schwierigkeiten zu machen. Ich erwiderte, die französische Armee sei in ihrer jetzigen Verfassung auf Wochen außerstande, die Fortsetzung unsrer Operationen auf Wien ernstlich zu hindern, und mein Vertreter in Paris, Oberstleutnant v. Cohausen, sei

---

[1]) „C'était un grandseigneur qui, par le charme et la distinction de ses manières, atténuait les préventions qu'inspirait parfois la personnalité anguleuse du comte de Goltz. Il avait su capter la bienveillance de l'empereur, qui l'admettait volontiers dans l'intimité de sa cour, où il contre-balançait souvent avec succès l'influence du prince de Metternich. Si son nom est resté dans la pénombre, il n'en a pas moins été pour la politique prussienne un auxiliaire insinuant et utile."

Rothan, La politique française en 1866, p. 256.

völlig in der Lage, die Gründe dem Botschafter zu entwickeln. Indes sei ich selbstverständlich jeden Augenblick bereit, zurückzukehren, wenn ich in Paris nützlicher sei als im Hauptquartier. Der König lehnte jedoch den Vorschlag ab und behielt sich vor, den Zeitpunkt meiner Rückkehr zu bestimmen.

Am 8. Juli verließ uns der Flügeladjutant Oberstleutnant v. Schweinitz, um in Petersburg im Interesse einer direkten Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich zu wirken.

Während an diesem Tage General v. Gablenz nochmals vergebens im preußischen Hauptquartier erschien, die Verhandlungen mit dem Kaiser Napoleon und dem König Viktor Emanuel fortdauerten und am 12. Juli Graf Benedetti zum ersten Male persönlich in sie eingriff, ging das Große Hauptquartier am 9. Juli von Pardubitz nach Hohenmauth, am 10. nach Zwittau in Mähren, am 12. nach Czernahora, am 13. nach Brünn. Der Vormarsch der Armee, beschleunigt durch die Einmischung Frankreichs, hatte seinen ununterbrochenen Fortgang genommen; am 13. Juli war die Linie der Thaya, des Grenzflusses von Niederösterreich, erreicht, Mähren zum größten Teil in preußischem Besitz, das Große Hauptquartier nur noch 120 Kilometer von Wien entfernt.

Nachmittags 2 Uhr hielt der König seinen Einzug in die Hauptstadt Mährens, von den städtischen Behörden, den Bürgermeister Dr. Giskra[1]) an der Spitze, sowie dem Bischofe feierlich begrüßt. Er fand die Stadt mit Truppen stark belegt, denn einige Stunden zuvor waren bereits der General v. Fransecky mit der 7. Division und bedeutende Teile des III. Armeekorps eingerückt. Da ich vor dem Könige in Brünn eingetroffen war, so hatte ich diesem Einmarsche beigewohnt und von dem vortrefflichen Aussehen der Regimenter und ihrer straffen Haltung trotz der überstandenen großen Anstrengungen mich überzeugen können. Dem klugen Entgegenkommen und den zweckmäßigen Anordnungen des Bürgermeisters war es hauptsächlich zu danken, daß die Unterbringung der Truppen bei den Bürgern und ihre Verpflegung sich ohne Schwierigkeit und zu beiderseitiger Zufriedenheit vollzog. Abends fand vor der Statthalterei, dem Quartier Seiner Majestät, großer Zapfenstreich statt, dem die Bevölkerung zu Tausenden beiwohnte. Der König nahm Veranlassung, an manche der zahlreich erschienenen Offiziere der 7. Division anerkennende Worte zu richten.

Die strategischen Verhältnisse gestatteten es, das Große Hauptquartier

[1]) Der spätere Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses und Minister des Innern.

fünf Tage, vom 13. bis 18. Juli, in Brünn zu belassen, was von allen Beteiligten sehr angenehm empfunden wurde. Man vermochte manche dienstlichen und privaten Angelegenheiten zu ordnen, deren Erledigung während der verflossenen spannungs- und arbeitsvollen Tage nicht möglich gewesen war; die bedeutende Stadt ermöglichte die Ergänzung und Vervollständigung der Bekleidung und Ausrüstung.

Die diplomatische Aktion nahm inzwischen ihren ununterbrochenen Fortgang. In diese Brünner Tage fiel die Mission des Baron Herring, Vorsitzenden des Handelsgerichts zu Brünn, nach Wien, dem Graf Benedetti am 16. Juli folgte. Der Schwerpunkt der Verhandlungen verlegte sich hierdurch auf einige Tage nach Wien. Am 15. war der Bericht des Grafen Goltz über seine entscheidende Unterredung mit dem Kaiser Napoleon vom 11. eingetroffen, am 17. kam endlich das Telegramm des Botschafters über die zwischen ihm und dem Kaiser am 14. vereinbarte Grundlage für die Friedensbedingungen.

Man sieht, wie verspätet damals Berichte und Telegramme an ihren Bestimmungsort gelangten. Erst in Brünn wurde eine regelmäßige telegraphische Verbindung wiederhergestellt, so daß auch erst hier dienstliche Meldungen über die Siege der Mainarmee und ihren Einmarsch in Frankfurt in das Große Hauptquartier gelangten. Dieses wurde am 18. Juli nach Nikolsburg verlegt, da inzwischen der Aufmarsch der Elb- und I. Armee vor Wien, denen der größte Teil der II. Armee von Olmütz her folgte, sich dem Abschlusse näherte.

In Nikolsburg war das Große Hauptquartier nur noch 70 Kilometer von Wien entfernt. Aus der wenig ansehnlichen Stadt ragte, auf einem Felsen gelegen, das Schloß des damaligen österreichischen Ministerpräsidenten, Grafen Mensdorff, hervor, der, ein Schwager meines Vetters, des Fürsten Hatzfeldt-Wildenburg, seit langem zu mir in freundschaftlichen Beziehungen stand. Seine Gattin, geborene Gräfin Dietrichstein, war eine Schwester der Gräfin Clam, auf deren Schlosse zu Reichenberg der König das erste Quartier auf böhmischem Boden genommen hatte. Doch war von der Familie niemand anwesend.

Offiziere und Mannschaften fanden in Stadt und Land eine verhältnismäßig freundliche Aufnahme. Der geräumige Schloßbau, auf dem die preußische Königsstandarte wehte, bot ausreichenden Platz für bequeme Unterkunft nicht allein des gesamten Hauptquartiers, sondern auch für die königliche Hofhaltung, die hier in größerem Umfange als bisher aus Berlin herangezogen wurde. Der Oberhofmarschall Graf Pückler traf alsbald

ein, um den Bestimmungen des Königs gemäß das tägliche Leben zu organisieren. Diese Aufgabe war um so schwieriger, als außer den Mitgliedern des Hauptquartiers unaufhörlich Personen ab- und zugingen, die im Schlosse unterzubringen waren und an der königlich dargebotenen Gastlichkeit teilnahmen. Zu den Offizieren, die als Vertreter der eignen Armeen täglich zu Berichterstattung und Befehlempfang erschienen, kamen alsbald zahlreiche Diplomaten und Minister, die einen, um an den alsbald beginnenden Friedensverhandlungen teilzunehmen, die andern, um für ihre am Kriege in Süddeutschland beteiligten Staaten möglichst schnell zu einem günstigen Abkommen mit dem siegreichen Preußen zu gelangen. So nahm das Hauptquartier während der vierzehntägigen Anwesenheit des Königs in Nikolsburg, vom 18. Juli bis 1. August, mehr und mehr den Charakter eines europäischen Kongresses an, dessen äußerer Verlauf der Bedeutung entsprach, die das dort vereinbarte Friedenswerk für die Zukunft Preußens und Deutschlands gewann.

Am Tage nach seiner Ankunft hatte der König befohlen, die Armee in einer Stellung hinter dem Rußbache zu versammeln, und zwar die Elbarmee bei Wolkersdorf, die I. bei Deutsch-Wagram, dahinter die II. als Reserve bei Schönkirchen. Diese Aufstellungen waren am 21. Juli erreicht, die Kavallerie streifte oberhalb und unterhalb Wien bis an die Donau, ein Teil der I. Armee hatte die March überschritten, um am 22. gegen Preßburg vorzustoßen. Gleichwohl nahmen diese Operationen nicht mehr überwiegend die Gedanken und Arbeiten des Großen Hauptquartiers in Anspruch. Wenn seit Reichenberg die militärischen Dinge vorzugsweise das Interesse beherrscht hatten, so trat mit der Ankunft in Nikolsburg die Politik durchaus in den Vordergrund.

Denn an diesem 18. Juli abends kehrte Graf Benedetti aus Wien zurück und hatte folgenden Tages die entscheidende Zusammenkunft mit dem Grafen Bismarck. Er brachte das Einverständnis des Kaisers Napoleon mit dem Ausscheiden Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde; Preußen solle berechtigt sein, einen Norddeutschen Bund zu bilden und eine Annexion von höchstens vier Millionen norddeutscher Einwohner zu bewirken; Oesterreich sei gewillt, diese Vorschläge Frankreichs als Friedensgrundlage anzunehmen. Nachdem die Zustimmung Oesterreichs amtlich eingetroffen war, konnte am 22. mittags 12 Uhr die in Aussicht genommene fünftägige Waffenruhe beginnen. Militärisch wurde sie benutzt zur Heranziehung aller rückwärtigen Heeresteile, um erforderlichenfalls für eine erneute Offensive bereit zu sein.

Es folgten nun die bedeutungsvollen Verhandlungen, deren Verlauf aus Fürst Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" jedermann bekannt geworden ist: die Einigung der preußischen Bevollmächtigten mit den österreichischen Unterhändlern, die Zustimmung des Kaisers Napoleon, der Widerstand des Königs Wilhelm gegen diese Abmachungen, das erfolgreiche Eingreifen des Kronprinzen im Sinne des Ministers und die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien am 26. Juli. Von den Stürmen, die an den maßgebenden Stellen dem Abschlusse vorangingen, drang damals nichts zu den Ohren der nicht eingeweihten Umgebung des Königs; nach jeder Richtung wurde Verschwiegenheit geübt. Aber sie gereichen allen Beteiligten, dem Könige, dem Kronprinzen und dem Grafen Bismarck, zur höchsten Ehre; die Verschiedenartigkeit der Stellungnahme wurzelte in der Eigenart und der Vergangenheit dieser Männer.

Der König, der Generation der Befreiungskriege entstammend, war von der Ansicht erfüllt, daß von den unter großen Opfern niedergeworfenen Gegnern die entsprechende Buße zu leisten sei; daß es darauf ankomme, die Forderungen so ausgiebig zu bemessen wie möglich, ohne das Ganze zu gefährden. Er sah es als seine Pflicht an, alte brandenburgische Provinzen wieder mit dem Stammlande zu vereinigen. Vor allem aber trat bei ihm der preußische Soldat in den Vordergrund, das militärische Gefühl für seine Armee und ihre Führer, denen er den Einzug in die vor uns liegende Hauptstadt des Feindes als ein wohlverdientes Recht nicht versagen mochte.

Graf Bismarck aber zeigte sich als der große Staatsmann, dessen Blick weit in die Zukunft reichte, der Oesterreich schonen und nicht unversöhnlich verletzen wollte, bestrebt, schon jetzt ein Bündnis für die Zukunft anzubahnen und durch Milde an der richtigen Stelle die Einigung aller deutschen Stämme vorzubereiten.

Mit diesem deutschen Zuge des Ministers sympathisierte der Kronprinz. Nur ihm, dem bisherigen Gegner der deutschen Politik des Ministerpräsidenten, konnte die Vermittlung gelingen.

Wie schwer es dem Könige wurde, den Vorstellungen des Thronerben und seines bewährten Ratgebers sich zu fügen, beweisen die harten Worte, mit denen der sonst so gütige Monarch seine Entschließung begleitete. Aber eine seiner größten Regenteneigenschaften war die oft bewiesene Fähigkeit, seinen Willen der entgegengesetzten Ansicht bewährter Ratgeber unterzuordnen, sobald er sich von der Notwendigkeit des Opfers überzeugt hatte. Sie bildete die Ergänzung seines Talents, für jedes Amt fast immer den

richtigen Mann zu finden und nach getroffener Wahl dessen selbständige Tätigkeit in den Grenzen der jeweiligen Amtsbefugnisse zu respektieren. Die eigne Person in den Hintergrund stellend, blieb er doch immer der König, ohne dessen selbsttätiges und vermittelndes Eingreifen nichts von Bedeutung entschieden werden konnte.

Am 26. Juli, kurz vor dem Ablaufe der fünftägigen Waffenruhe, erfolgte die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien in derselben Stunde, zu der Graf Benedetti bei Bismarck erschien, um Frankreichs Zustimmung zu den preußischen Erwerbungen nunmehr von einer Gebietsentschädigung auf dem linken Rheinufer abhängig zu machen. Doch vermochte der Botschafter die Ratifikation der Präliminarien durch den Kaiser Franz Joseph nicht mehr zu hindern; an die bis zum 2. August verlängerte Waffenruhe sollte sich ein vierwöchiger Waffenstillstand zum Abschlusse eines endgültigen Friedens anschließen.

Nicht ohne Einfluß auf diese Entschließungen des Königs war der Ausbruch der Cholera, die, schon im Juni hier und da auftretend, neuerdings erschreckend um sich griff und täglich zahlreiche Opfer forderte. Von seiten der Truppenführer und Aerzte geschah alles, der unheimlichen Seuche Einhalt zu tun, doch trat eine entschiedene Besserung erst ein, nachdem die Truppen Niederösterreich verlassen hatten und auf dem Heimmarsche in weitläufigere Quartiere mit besserer Verpflegung verlegt werden konnten. — Auch in Nikolsburg hatten wir Gelegenheit, die verheerende Wirkung der Krankheit bei den dort untergebrachten Truppen in nächster Nähe zu beobachten. Großes Bedauern erregte im Hauptquartier der Tod des Generals der Kavallerie v. Mutius, des verdienstvollen kommandierenden Generals des VI. Armeekorps.

Die nunmehr bevorstehenden Arbeiten, insbesondere die Friedensverhandlungen mit Oesterreich und den deutschen Mittel- und Kleinstaaten, die Stellungnahme zu den französischen Kompensationsforderungen und die Anordnungen für den Rückmarsch der Truppen konnten am leichtesten in Berlin erledigt werden. Nach Abschluß der Friedenspräliminarien waren daher alsbald die Vorbereitungen für den Rücktransport des Großen Hauptquartiers getroffen. Jedoch ohne seine getreuen Truppen gesehen und ihnen persönlich gedankt zu haben, wollte der König den Boden Oesterreichs nicht verlassen.

Schon hatte ich die Ehre gehabt, den Monarchen nach dem nahegelegenen Eisgrub, dem herrlichen Schlosse des Fürsten Liechtenstein, zu begleiten, wo sich das Hauptquartier des Kronprinzen befand. Der König

stattete auch dem dort anwesenden Herzog Ernst von Koburg einen Besuch ab. — Am 30. Juli begleitete ich ihn zur Parade der Elbarmee.

Diese stand unter dem Kommando des Generals der Infanterie v. Herwarth[1]) zwischen Ladendorf und dem Stokeiwalde östlich der dortigen großen Lindenallee in fünf Treffen. Es hatte die ganze Nacht und den Morgen hindurch geregnet, die Wege und Aecker waren grundlos, so daß die Truppen nicht eben parademäßig aussahen. Als aber der König sich um elf Uhr, mit begeistertem Hurra begrüßt, von Ladendorf her dem rechten Flügel näherte, um die Fronten abzureiten und den Vorbeimarsch abzunehmen, da tat jeder Mann, trotz des zähen, tiefaufgeweichten Bodens, sein Bestes, und die Truppen zeigten sich in trefflicher Verfassung. Demnächst versammelte der König im Schlosse Ladendorf, einem Besitz des Fürsten Khevenhüller, die Generale und Regimentskommandeure und sprach, während der Tafel sich erhebend, diesen Vertretern der Elbarmee seinen Dank mit tief ergreifenden, aus innerstem Herzen kommenden Worten aus.

Der folgende Tag war für die Besichtigung der I. Armee bestimmt, die bei Gänserndorf, im Angesichte von Wien, Aufstellung genommen hatte. An der Seite des Königs fuhr ich in aller Frühe von Ladendorf dem Marchfelde zu. An der Stelle, wo unser Weg die große Brünn—Wiener Staatsstraße kreuzte, hatten die preußischen Vorposten auf einer Anhöhe ein Observatorium errichtet, das einen umfassenden Blick auf das vorliegende Donautal bot. Der König verließ den Wagen und richtete sinnend seinen Blick auf das Häusermeer der Kaiserstadt, aus der in hellem Sonnenschein der Stephansturm sich scharf emporhob. „Es ist mir sehr schwer geworden," so beendete der König das Schweigen, als wir die Weiterfahrt angetreten hatten, „meiner Armee den wohlverdienten Einzug in die Hauptstadt zu versagen. Aber der Ministerpräsident hatte recht, dies Opfer im Hinblick auf die Zukunft von mir zu fordern" — ein Nachklang der Stürme, die dem Abschlusse des Vorfriedens in Nikolsburg vorausgegangen waren.

„Front nach Wien" stand die I. Armee vorwärts Gänserndorf, den linken Flügel an die Eisenbahn Wien—Preßburg gelehnt, in vier Treffen,[2]) vom Wetter mehr begünstigt als gestern die Elbarmee. Vom Prinzen Friedrich Karl und den begeisterten Hurrarufen der Truppen begrüßt, ritt der König auch hier die Fronten ab und nahm den Vorbeimarsch entgegen, jedermann erfüllt von dem Bewußtsein, während der ver-

[1]) Als Generalfeldmarschall 1884 zu Bonn gestorben.

[2]) Das II. Armeekorps war wegen der Entlegenheit der Quartiere nicht anwesend.

flossenen schweren Wochen seine Pflicht getan zu haben. Und als der letzte Mann vorübergezogen, versammelte der König die Generale und Stabsoffiziere um sich, in herzgewinnenden Worten seine Befriedigung äußernd über die vortrefflichen Leistungen im Feldzuge wie über die Haltung der Mannschaften am heutigen Tage. Ganz besonders richtete er seine Worte an den General v. Fransecky und gedachte der schweren Stunden im Swiep- und Holawalde, wobei er sich auch dem Kommandeur des 71. Regiments zuwandte, dessen Tapferkeit gedenkend. Mit einem „Auf Wiedersehen im Vaterlande" nahm der König Abschied.

Auf der Fahrt vom Paradefelde zu einem Frühstück beim Prinzen Friedrich Karl kam der Monarch in der Unterhaltung auf das 71. Regiment zurück und erinnerte an den Moment, wo er am Schlachttage die Trümmer des Bataillons Valentini[1]) mit scharfen Worten in den Holawald zurückgeschickt hatte, und fügte dann hinzu: „Solche Augenblicke sind schwer für den Feldherrn, aber sie sind unvermeidlich, um in Momenten der Krisis den Geist der Truppe aufrechtzuerhalten. Als Sie mir am 4. Juli, auf unsrer Fahrt zur Beisetzung des Generals v. Hiller, den Platz zeigten, wo das Regiment seine schweren Verluste erlitt, da hatte ich mir schon vorgenommen, bei passender Gelegenheit dem braven Regimente meine Anerkennung auszusprechen."

Am 1. August wurde das Große Hauptquartier von Nikolsburg nach Brünn verlegt, von wo aus der König am folgenden Tage das V. Armeekorps unweit Austerlitz begrüßte. Am 3. August erreichten wir Prag, wo ich in dem Clam-Gallasschen Schlosse Gast des Prinzen Friedrich Karl war. Ueberall fanden wir zur Sicherung des königlichen Zuges die Bahnlinie mit Truppen besetzt. Am Nachmittage des 4. August erreichten wir die preußische Grenze, und von Görlitz an begrüßten auf jeder Station dichtgedrängte Menschenmassen mit Begeisterung ihren siegreich heimkehrenden König.

Nach fünfwöchiger Abwesenheit waren wir gegen 11 Uhr abends in Berlin.

*

Ich hatte mir einen achttägigen Urlaub erbeten, um meine Demobilmachung zu betreiben und Privatverhältnisse zu ordnen, als die Verwicklungen mit Frankreich meine sofortige Rückkehr nach Paris veranlaßten.

---

[1]) Oberstleutnant v. Valentini war zuletzt Generalmajor und Kommandeur der 59. Infanteriebrigade zu Metz; 1874 verabschiedet.

Es wurde früher erwähnt, daß am 26. Juli, dem Tage der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zu Nikolsburg, Graf Benedetti die Zustimmung Frankreichs zu den preußischen Erwerbungen abhängig gemacht hatte von Gebietsabtretungen auf dem linken Rheinufer. Der Kaiser war von den Ministern Rouher und Drouyn de Lhuys, unter Hinweis auf die erregte Stimmung des Landes und der Armee, zur Geltendmachung dieser Forderung gedrängt worden, und am 29. Juli hatte der letztere dem von schmerzhaften körperlichen Leiden heimgesuchten Kaiser in Vichy die Zustimmung zu einem Vertragsentwurfe abgerungen, wonach Preußen die 1815 von Frankreich erworbenen Gebiete zurückgeben, Bayern und Hessen-Darmstadt ihre linksrheinischen Besitzungen einschließlich Mainz an Frankreich abtreten sollten.

Am Morgen nach der Heimkehr aus dem Felde, am 5. August, wurden dem Grafen Bismarck durch den Grafen Benedetti diese Forderungen des Kaisers Napoleon in sehr kategorischer Form zugestellt. Am 7. erhielt der Botschafter die bekannte Antwort, daß Preußen die verlangten Entschädigungen entschieden ablehne und zum Kriege bereit und gerüstet sei. — Noch an demselben Tage wurde mir vom Könige der ehrenvolle Auftrag, diese Ablehnung der französischen Forderungen dem Grafen Goltz zu überbringen.

Unvergeßlich sind mir die Worte des Königs geblieben. „Es wird mir schwer, meinem Volke, nachdem der erste Krieg so große Opfer gefordert, sofort einen zweiten, mindestens ebenso blutigen aufzuerlegen — aber ich kann nicht anders. Der Kaiser Napoleon weiß seit langer Zeit genau, daß ich freiwillig niemals ein einziges deutsches Dorf abtreten werde. Er war von meinem Standpunkte schon unterrichtet, als er 1860 nach dem Waffenstillstande von Villafranca mit mir in Baden-Baden zusammentraf, denn vor der Bewilligung der Zusammenkunft hatte ich ihm keinen Zweifel über diese meine Anschauungen gelassen. Damals hatte ich die Reorganisation meiner Armee kaum begonnen, heute gebiete ich über 600000 Mann siegreicher Truppen. Wenn der Kaiser also jetzt sogar Mainz fordert, so muß er zum Kriege fest entschlossen sein."

Begeistert erwiderte ich: „Der Auftrag, den Eure Majestät mir erteilt haben, ist der ehrenvollste, den ich jemals von Eurer Majestät erhalten habe. Die Freude und Begeisterung des Grafen Goltz über den Inhalt der Depesche, die übermorgen in seinen Händen ist, wird ebenso groß wie die meinige sein. Was nun die drohende Kriegsgefahr betrifft, so möchte ich Eure Majestät bitten, mir hierzu eine Bemerkung zu gestatten. Ich glaube

nicht, daß der Kaiser Napoleon nach Ablehnung seiner Forderungen sich entschließen wird, sie mit Waffengewalt durchzusetzen, denn Frankreich besitzt in diesem Augenblicke keine Armee, die stark genug ist, mit Preußen Krieg zu führen."

„Ich habe bis jetzt keinen Grund gehabt," erwiderte der König, „an der Zuverlässigkeit Ihrer Angaben zu zweifeln. Aber wie kann man annehmen, daß ein so erfahrener Staatsmann wie der Kaiser Napoleon solche Forderungen stellen wird, ohne entschlossen und bereit zu sein, sie mit den Waffen in der Hand durchzusetzen?"

„Gewiß bin ich außerstande," entgegnete ich, „Eurer Majestät das Vorgehen des Kaisers Napoleon politisch zu erklären, denn auf dem politischen Gebiete bin ich unbewandert. Aber auf dem militärischen, das mein Ressort ist, bin ich hinreichend orientiert, um Eurer Majestät heute, wie früher bereits, die Gründe vorzutragen, die die französische Armee außerstand setzen, in diesem Augenblicke den Krieg mit der preußischen Armee aufzunehmen. Ich habe diese Gründe auch dem General v. Moltke in Pardubitz nach der Schlacht bei Sadowa entwickelt, als nach der Abtretung von Venetien die Frage zur Entscheidung stand, ob trotz Frankreichs vielleicht veränderter Stellungnahme der Offensivmarsch auf Wien fortzusetzen sei. Der General trat damals meinen Gründen bei und hat, soviel ich weiß, Eurer Majestät im Sinne der Offensive Vortrag gehalten. Eure Majestät haben sich an jenem Tage für die Fortsetzung der Offensive entschieden."

Der König entließ mich mit den Worten: „Reisen Sie und berichten Sie mir von Paris über die militärische Lage und die Absichten des Kaisers, sobald Sie sicheren Einblick gewonnen haben. Jetzt aber gehen Sie noch zur Königin, die Sie vor Ihrer Abreise sehen will."

Die Königin, die mich bald darauf empfing, empfand tief den Ernst der Lage und die Gefahr eines neuen Krieges. Aber ihre Besorgnis wurde überwogen durch das Bewußtsein unsers guten Rechtes und das Vertrauen auf die bewährte Vaterlandsliebe der Nation, die Tüchtigkeit der Armee und die Festigkeit des Königs.

In Paris 1866/67

Am nächsten Tage, dem 8. August, verließ ich Berlin und begab mich, am 9. in Paris angekommen, sofort zur preußischen Botschaft. Graf Goltz hatte mich mit Ungeduld und Spannung erwartet; auf meine sofort gemachte Mitteilung: „Keinen Fußbreit deutschen Landes treten wir ab!" rief er aus: „Gott sei gelobt und gepriesen, daß wir so weit sind. Nun werde ich auch endlich von den Zumutungen der hiesigen Staatsmänner in Zukunft verschont bleiben." Hieran knüpfte der Botschafter die hochinteressante Erzählung seiner Audienzen beim Kaiser und der Verhandlungen mit dem Minister Drouyn de Lhuys sowie die Schilderung der Stimmung in der Nation und Armee seit den unerwarteten und überwältigenden preußischen Erfolgen.

Der freudigen Erregung, die der preußische Patriot empfand über das glänzende Aufsteigen seines Vaterlandes und die entschiedene Abweisung der französischen Entschädigungsansprüche, mischte sich sichtlich die lebhafte Genugtuung bei, zu den erreichten diplomatischen Erfolgen das Seinige reichlich und redlich beigetragen zu haben. Wie vollberechtigt sie war, hatte ich seit mehr als drei Jahren, sowohl als Miliärattaché wie während des Krieges als Flügeladjutant, man kann sagen täglich zu beobachten Gelegenheit gehabt. Sein starker Einfluß auf den Kaiser und die französischen Staatsmänner, seine rastlose Arbeitskraft, sein Scharfblick, seine Entschlossenheit in den entscheidenden Krisen traten jederzeit hervor. Es geschah in aufrichtiger Bewunderung seiner Verdienste, wenn ich dem Grafen bei diesem Wiedersehen nach zwei so ereignisreichen Monaten meine wärmsten Glückwünsche zum Ausdruck brachte.

Bekanntlich konnte der Botschafter wenige Tage darauf, nach einem Vortrage beim Kaiser am 11. August, nach Berlin melden, daß die Kriegsgefahr beseitigt sei; der Kaiser habe den Antrag auf Kompensationen für ein Mißverständnis erklärt, in das er während seiner Krankheit durch Drouyn de Lhuys verwickelt worden sei. Zugleich wurde offiziell in Berlin angezeigt, daß die Mitteilung des Grafen Benedetti als nicht geschehen zu betrachten sei. — Dem Minister Drouyn de Lhuys wurde der Abschied bewilligt.

Als ich, nach Abgabe der Depesche auf der Botschaft, in meine in

der Rue du Mont-Tabor gelegene Wohnung zurückkehrte, begegnete mir im Tuileriengarten der General Frossard,[1]) damals Gouverneur des kaiserlichen Prinzen. Nach einer kurzen Begrüßung beglückwünschte mich der General zu den preußischen Siegen und sagte: „Eh bien, colonel, et les compensations? Qu'est-ce que nous aurons?"

„Herr General," erwiderte ich, „ich habe soeben meine Depeschen dem Botschafter übergeben. Ihr Inhalt ist mir unbekannt, aber ich möchte nicht glauben, daß darin von Kompensationen für Frankreich die Rede ist. Aufrichtig gestanden, muß ich auch sagen, daß ich nicht verstehe, auf welchen Rechtstitel sich Kompensationen gründen sollten. Auf dem Kriegsschauplatze habe ich keine französischen Hilfstruppen bemerkt, dort ist alles zwischen den Oesterreichern, Sachsen und Preußen allein abgemacht."

„Mais mon cher colonel," meinte Frossard, „vous plaisantez; car vous savez très bien que nous avions une armée d'observation de 300 000 hommes à la frontière pour vous empêcher de continuer la guerre."

„Mon général," entgegnete ich, „vous savez aussi bien que moi que la France se trouve dans un tel manque de forces militaires qu'elle n'était pas en état de faire la guerre. Il manque absolument d'artillerie, de trains d'équipage, surtout de chevaux d'artillerie. C'est la conséquence du Mexique."

Der General empfahl sich mit einem kurzen: „Bon jour, colonel!" und ging weiter.

Ueber die Notlage der französischen Armee, die sich seit meiner Abreise nach Berlin zum böhmischen Feldzuge nicht verbessert hatte, weil sie in so kurzer Zeit nicht verbessert werden konnte, hatte ich mich schnell orientiert. Mein Immediatbericht,[2]) den ich eine Woche nach meiner Rückkehr an den König absandte, enthielt ausführlich alle die Gründe, die ich am 7. August dem Könige als Beweis für die augenblickliche Kriegsunfähigkeit der französischen Armee angegeben hatte. Ich konnte hinzufügen, daß sich der Kriegsminister und andre einflußreiche militärische Ratgeber des Kaisers dahin ausgesprochen hatten, der jetzige Augenblick sei für einen Angriffskrieg gegen Preußen nicht günstig. Marschall Randon

[1]) General Frossard war 1870 Kommandeur des II. Armeekorps, leitete den Krieg am 2. August durch den Angriff auf Saarbrücken ein, wurde am 6. August bei Spichern geschlagen und geriet durch die Kapitulation von Metz in deutsche Kriegsgefangenschaft.

[2]) Kriegsarchiv. Bericht vom 18. August 1866.

hatte hierbei vorzüglich auf den geringen Pferdebestand der Armee hingewiesen, der sich besonders in der Artillerie und in der Bespannung des Trains fühlbar machen müsse, ferner auf die nicht beendigte mexikanische Expedition und die überlegene Bewaffnung der preußischen Infanterie.

Der Pferdebestand, dessen mangelhafte Beschaffenheit ich bereits im Sommer 1865 in meinen Berichten hervorgehoben hatte, reichte bei einem fahrenden Artillerieregiment von neun Batterien jetzt kaum aus, um zwei Batterien zu mobilisieren, wobei noch in Betracht kam, daß eine solche schleunige Mobilmachung den zunächst zurückbleibenden Batterien das gesamte brauchbare Pferdematerial rauben und deren nachträgliche Mobilmachung auf das äußerste erschweren mußte. Da dasselbe Verhältnis in bezug auf den Train der Artillerie und das Armeefuhrwesen bestand, so hatte der Kriegsminister mit Recht geltend gemacht, daß die Aufstellung einer Operationsarmee in hinlänglicher Stärke nicht vor Ablauf mehrerer Monate zu bewirken sein werde, und daß, gegenüber der kriegsbereiten preußisch-deutschen Armee, Frankreich sich in diesem Augenblicke im Nachteil befinde. Ein überraschender Angriffskrieg, wie ihn die politische Lage in ihren weiteren Konsequenzen erheische, sei mit einer unfertigen Organisation nicht zu unternehmen.

Bezüglich der mexikanischen Expedition wurde es dem Marschall Randon nicht schwer, zu beweisen, daß sie Frankreichs Kraft in einem europäischen Kriege in hohem Grade zu lähmen imstande sei.

Der Ueberlegenheit der preußischen Infanteriebewaffnung wollte die französische Eitelkeit wenig Gewicht beilegen. Da man indessen die Wirkungen des Zündnadelgewehrs nicht mehr wie früher leugnen konnte, so sagte man jetzt, der französische Soldat müsse des moralischen Eindrucks wegen ein solches Gewehr besitzen; die eigentliche Kraft der französischen Infanterie, der Bajonettangriff, sei ungebrochen.

Uebrigens stellten sich sämtliche in den Zeitungen verbreitete Nachrichten über Massenanfertigung von Hinterladergewehren als falsch heraus.

Welche Gründe nun auch auf die Entschließungen des Kaisers einwirken mochten, dafür konnte ich die Gewähr übernehmen, daß Frankreich für die nächste Zukunft, insbesondere bis zum nächsten Frühjahr, keine kriegerische Aktion unternehmen werde.[1])

[1]) „Après le rejet de nos demandes au sujet de Mayence, M. Benedetti eut le mérite de conjurer la guerre; il démontra à l'empereur qui disait qu'en six semaines il aurait cent mille hommes sur le Rhin pour appuyer nos réclamations, qu'avant un mois la Prusse serait en état de prendre l'offensive avec

Anderseits stand es aber auch fest, daß die Regierung im Begriffe war, das System der Ersparnisse im Militärbudget zu verlassen, und sich vorbereitete, die verlorene militärische Position in Europa wiederzugewinnen, um jedenfalls im Frühjahr etwaigen großen kriegerischen Anforderungen gewachsen zu sein.

Zur Erreichung dieses Zieles hatte die Militärverwaltung folgende Punkte ins Auge gefaßt und bereits auszuführen begonnen:

1. eine Augmentation des Pferdebestandes in einer Höhe, wie sie zur völligen Mobilisierung der Artillerie und des Trains nötig war;
2. die Zurückziehung aller irgendwie entbehrlichen Truppen aus Algerien;
3. den Abschluß von Verträgen für bedeutende Salpeterkäufe zum Zwecke der Anfertigung von Pulver;
4. die möglichste Beschleunigung der Rückkehr der mexikanischen Truppen.

Angesichts dieser Absichten und Maßregeln konnte ich am 18. August die Lage Frankreichs dahin zusammenfassen: „Aufrichtiger Wunsch, in diesem Augenblicke in Europa den Frieden zu erhalten, verbunden mit der sehr entschiedenen Tendenz, in nächster Zukunft die französischen Streitkräfte zu konzentrieren und zu stärken.“ [1])

Wenige Tage später berichtete ich,[2]) daß die im Lager von Châlons unter Vorsitz des Generals d'Autemarre, Kommandeurs der Gardegrenadierdivision, zusammengetretene Kommission sich mit allen gegen eine Stimme für die Annahme des Chassepotgewehrs erklärt habe, nachdem die angestellten Versuche ganz ausgezeichnete Ergebnisse geliefert hatten. Nach einer Aeußerung des Kriegsministers erwartete man bis zum Frühjahr 1867 die Fertigstellung von 150000 Stück durch die Staatsfabriken, eine Hoffnung, die mir zu hoch gespannt erschien.

Gleichzeitig vermochte ich genauere Angaben zu machen über die ausgedehnten Pferdeankäufe, die das Kriegsministerium im Juli und August in ganz Frankreich, namentlich aber in der Normandie und den Ostprovinzen, mit großer Heimlichkeit und unter Ausschluß des Publikums ausführen ließ. Um mir nähere Kenntnis dieser Vorgänge zu verschaffen, reiste ich unmittelbar nach meiner Ankunft in Paris nach Caen, dem

une armée de quatre cent mille hommes, exaltée par la victoire.“ Rothan, La politique française en 1866, p. 367.

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 18. August 1866.

[2]) Kriegsarchiv. Bericht vom 26. August 1866.

Hauptremontedepot der Normandie, und erfuhr dort ohne Schwierigkeiten, daß seit zwei Monaten „à cause de ces guerres d'Allemagne" starke Pferdeankäufe in der Normandie stattgefunden hatten. Eine annähernde Berechnung machte es mir wahrscheinlich, daß etwa 15000 Pferde im In- und Auslande angekauft waren, immerhin nur etwa ein Viertel des gesamten Mobilmachungsbedarfs.

Die Aufstellung einer großen französischen Observationsarmee war also während der Verhandlungen zu Nikolsburg mit den vorhandenen Mitteln nicht möglich, insbesondere stand für die Feldartillerie das erforderliche Pferdematerial nicht zur Verfügung. Für die Kompensationsforderungen, die der Minister Drouyn de Lhuys im Namen, aber nicht in vollem Einverständnis mit dem Kaiser in Berlin gestellt hatte, war aber die Möglichkeit einer solchen Aufstellung die Vorbedingung. Daß sie zu genannter Zeit nicht vorlag, haben auch die späteren französischen Schriftsteller[1]) zugegeben, wenngleich sie den hohen Grad der Zerrüttung und deren innerste Gründe nicht erkannten.

---

[1]) Selbst de la Gorce (5. Band, XXX. Les compensations) und Rothan (La politique française en 1866) sind von der Unkenntnis der eigentlichen Gründe nicht frei. Wenn nun Herr Rothan (1866 französischer Generalkonsul zu Frankfurt a. M.) zur Entschuldigung der Unwissenheit, die damals in Paris über die Kriegsbereitschaft herrschte, sagt (Seite 231):

„L'attaché militaire à Paris le colonel de Loë, bien qu'il se rendit compte de nos imperfections, était lui-même loin de se douter que notre désorganisation en fût arrivée au point de ne pouvoir mettre en ligne qu'une quarantaine de mille hommes. Il se trouvait cependant dans des conditions exceptionelles pour être admirablement renseigné. Il était bien vu en cour, apparenté avec nos premières familles et lié d'amitié avec plusieurs de nos généraux. Mais il partageait dans une certaine mesure les illusions dans lesquelles on se complaisait autour de lui,"

so bedarf es nur der Bemerkung, daß er selbstverständlich den Inhalt meiner schriftlichen und mündlichen Berichte an den König und den General v. Moltke nicht gekannt hat.

Ebensowenig entspricht die Seite 232 aufgestellte Behauptung:

„Mais bientôt, dès le 5 juillet l'attaché militaire prussien devait connaître la vérité tout entière. Notre impuissance lui fut révélée par des confidences plus inconsidérées que préméditées. Il put suivre heure par heure les péripéties du drame qui se déroulait à St. Cloud et il entendit les officiers, la veille encore les plus confiants, incriminer avec le plus de violence l'impéritie du ministre de la guerre"

der Richtigkeit, denn ich befand mich während der ganzen Kriegsdauer auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen.

Am 17. September hatte ich eine längere Unterredung mit dem General Bourbaki, der mich in dankbarer Erinnerung an seinen Aufenthalt in Berlin ersuchte, dem Könige seine Glückwünsche zu den glänzenden Siegen zu unterbreiten. Der General war unter den einflußreichen französischen Generalen vielleicht der einzige, der seit dem Beginn der deutschen Verwicklungen den Sieg der preußischen Waffen vorausgesagt und ein Bündnis mit Preußen befürwortet hatte. Die Erfolge unsrer Waffen hatten ihn daher nicht überrascht. Als er mir seinen sehr ausführlichen Bericht über seine Mission in Berlin vorlas, war ich erstaunt über die Klarheit, Richtigkeit und Unbefangenheit, mit der er nicht allein die bessere Bewaffnung, sondern auch das Wesen und die Vorzüge der preußischen Armee schon vor dem Kriege erkannt und beurteilt hatte.

Im Laufe unsers Gesprächs über die Tagesereignisse äußerte sich der General über das nunmehr eingeführte Chassepotgewehr nicht befriedigt und sagte, er habe, trotz erheblicher Ausstellungen an dem vorgelegten Modell, ein zustimmendes Votum nur abgegeben, um die Angelegenheit überhaupt zum Abschluß zu bringen. Das preußische System, seiner Ansicht nach das beste, sei nur deshalb nicht angenommen worden, weil man aus kleinlicher Eitelkeit etwas Eignes erfinden wollte.[1])

In bezug auf Mexiko sprach der General die Hoffnung aus, daß die Regierung sich endlich zum Eingeständnis des großen politischen Fehlers entschließen und das ganze Expeditionskorps baldmöglichst zurückziehen werde. Kaiser Maximilian müsse womöglich zur Abdankung gezwungen werden, ehe die französischen Truppen Mexiko verließen.

Der General war überzeugt, daß die französische Nation in der Frage der Wehrverfassung sich niemals das preußische Landwehrsystem werde gefallen lassen, eine Ansicht, in der ich mit ihm übereinstimmte. Aber auch sein Vorschlag, eine Vermehrung der verfügbaren Kräfte Frankreichs auf der Grundlage der augenblicklichen Organisation durch eine zehnjährige statt siebenjährige Dienstzeit und ein Kontingent von 120000

---

[1]) Dieser Ansicht des Generals Bourbaki über die Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs über das Chassepotgewehr hatte ich niemals zugestimmt. Meiner gegenteiligen Meinung gab ich bereits Ausdruck, als ich 1864 das erste von einem französischen Büchsenmacher gekaufte Chassepotgewehr nach Berlin schickte; sodann in meinem Berichte vom 26. August 1866, wie bereits erwähnt. Meiner Ansicht wurde von den maßgebenden Behörden in Berlin durchaus beigepflichtet, so daß beim Beginne des Krieges 1870 die preußische Heeresleitung sich über die Vorzüge des Chassepotgewehrs durchaus klar war.

statt 100 000 Rekruten, schien mir auf solche Schwierigkeiten zu stoßen, daß eine bestimmte Gesetzesvorlage hierüber in nächster Zeit wohl nicht zu erwarten war. Der General, der aus seiner Vorliebe für Preußen niemals ein Hehl gemacht hatte, warf der Kaiserlichen Regierung und dem Minister des Aeußern vor, daß sie nicht von Anfang an ein festes Offensiv- und Defensivbündnis mit Preußen und Italien abgeschlossen und demnächst 200 000 Mann über Straßburg und München auf Wien hätten marschieren lassen. Beim Friedensschlusse hätte Frankreich sich dann das Recht erworben, für seine Bemühungen auch etwas zu verlangen, und dieser Lohn hätte gerechterweise in den strategischen Schlüsseln zu den französischen Tälern, den Saarfestungen, bestehen müssen. Jetzt sei leider die Sache so gekommen, daß der Abschluß eines dauernden und innigen Bündnisses mit Preußen, den er und die Mehrheit der französischen Nation gewünscht, verhindert worden sei.

Ich sah keine Veranlassung, dem General zu erwidern, daß König Wilhelm niemals auf die Abtretung deutschen Landes eingegangen sein würde.

General Bourbaki war vielleicht der einzige höhere Offizier in Frankreich, der über die Vorgänge in der preußischen Armee unterrichtet war. Weder der Kaiser noch der Kriegsminister hatten von den militärischen Wandlungen bei uns eine Vorstellung. Ich fand den Kaiser und seine Generale, letztere mit wenigen Ausnahmen, vollkommen überrascht durch die Schnelligkeit der preußischen Operationen. Es wurde mir schwer, dem Kaiser, der mich kurze Zeit nach meiner Rückkehr kommen ließ, um ihm über den Feldzug zu berichten, eine Erklärung der Mobilmachung zu geben. Denn weder ihm noch dem Marschall Randon war es klar, daß die Verzögerung der Operationen von 1859 ihren Grund im Mangel eines festen Mobilmachungsplanes gehabt hatte.

Erst im Laufe des August 1866 war das französische Kriegsministerium zu einer gewissen Selbsterkenntnis gelangt, als es sich darum handelte, gegenüber der kampfbereiten preußischen Armee die eignen Ziffern nach ihrem wahren Werte zu prüfen und die gebräuchlichen Phrasen von der ewig kriegsbereiten französischen Armee beiseitezulassen.

In der französischen Presse wurde die preußische Wehrverfassung jetzt der Gegenstand eingehender und häufiger Besprechungen. Wenn auch die meisten Artikel mit sehr geringer Sachkenntnis geschrieben waren, so erhielten sie doch dadurch Interesse, daß die Verfasser auch die französische Armee und ihre Verfassung in den Kreis ihrer Betrachtungen zogen, und

daß fast alle zu dem Ergebnisse gelangten, die augenblickliche Wehrverfassung sei nicht mehr zeitgemäß und einer Aenderung dringend bedürftig.

Diese Ansicht, die sich in der öffentlichen Meinung überraschend schnell Bahn brach, wurde von der Regierung geteilt. Aber wenn man sich hier auch entschlossen zeigte, eine Gesetzesvorlage zur Aenderung des französischen Wehrgesetzes auszuarbeiten, so waren doch bis Ende Oktober in den maßgebenden Kreisen nicht einmal die Grundzüge dieses Gesetzes festgestellt.

Die großen Schwierigkeiten, in diesem Augenblicke zu praktischen, den allseitigen Forderungen entsprechenden Vorschlägen zu gelangen, lagen auf sachlichem und politischem Gebiete.

Zur Aenderung des als fehlerhaft erkannten Systems konnte man entweder das jährliche Kontingent erhöhen und die Dienstzeit verlängern oder die allgemeine Dienstpflicht einführen. Das erstere Verfahren verletzte die Gewohnheiten des Landes nicht, beschwerte aber das ohnehin schon sehr belastete Budget noch mehr. Das zweite war einfach und wohlfeil, widersprach aber im tiefsten Grunde dem Volkscharakter und den Gewohnheiten der Franzosen, die trotz ihrer unbestreitbaren kriegerischen Eigenschaften den Militärzwang mehr als alles andre verabscheuten.

In politischer Beziehung machten sich sehr mächtige subjektive Einflüsse geltend. Die preußischen Siege hatten die Eitelkeit der Nation und namentlich der Armee tief verletzt. Von Mund zu Mund ging das Wort: Revanche pour Sadowa. Die Armee glaubte sich von dem ersten Platz, den sie ihrer Meinung nach in der Welt einnahm, verdrängt und richtete ihre Erbitterung hauptsächlich gegen die eigne Regierung. Es wurde Mode, zu behaupten, daß das Heer in Verfall geraten, daß mit der Schlagfertigkeit auch die Disziplin verschwunden, kurz, daß alles schlecht sei, eine Sprache, die man nicht allein in den unteren Schichten hörte, sondern besonders heftig und maßlos auch von den Spitzen und hervorragenden Persönlichkeiten der Armee.

Für die Regierung war bei dieser Stimmung besonders bedenklich der Umstand, daß man den Verfall der Armee hauptsächlich den Einrichtungen zuschrieb, die der Kaiser geschaffen, namentlich dem Stellvertretungs- und Dotationsgesetz. Die Generale behaupteten, daß die Armee den nationalen Charakter verloren und ein Söldnerheer geworden, daß die Mehrzahl der Soldaten und Unteroffiziere zu alt sei und das Emporkommen jüngerer und besserer Kräfte hindere, daß es infolgedessen keine brauchbare Reserve gebe, daß die Dotationskasse zu einer Finanzspekulation für die Regierung

geworden, daß, mit einem Wort, das ganze System unhaltbar geworden sei. Im November brachte der General Lebrun[1]) diese Beschwerden in St. Cloud vor und schilderte dem Kaiser eine radikale Reform als durchaus notwendig.

Die Regierung hatte aber, außer mit den Forderungen der Armee, noch mit einem andern, nicht minder wichtigen Faktor zu rechnen, nämlich mit der Stimmung der Steuerzahler und deren Ungeneigtheit, größere Militärlasten als bisher zu übernehmen. Außerdem herrschte bereits eine solche Unzufriedenheit mit der Politik der Regierung in der deutschen Frage, daß es den regierungsfeindlichen Parteien nicht schwer wurde, hieraus Kapital zu schlagen.

Inmitten dieser Schwierigkeiten wollte die Regierung ein Projekt nicht in der Stille ausarbeiten, sondern glaubte die Reformfrage in auffallender und aufregender Weise ins Werk setzen zu müssen. Feierlich proklamierte der „Moniteur" die Bildung der Kommission unter dem Vorsitze des Kaisers. Die Presse erhielt den Auftrag, die öffentliche Meinung für das Gesetz vorzubereiten, indem sie den Bericht des Kriegsministeriums zum Ausgang ihrer Betrachtungen nahm, daß Frankreich zum Schutze seiner eignen Grenzen seine Militärmacht verstärken müsse.

Im Laufe des November trat unter dem Vorsitze des Kaisers die Kommission zusammen, der mehrere Minister, sämtliche Marschälle, die angesehensten Divisionsgenerale und zwei Intendanten angehörten; sie wurde vor die Aufgabe gestellt, eine große Anzahl von Reformprojekten einer Prüfung zu unterziehen und geeignete Vorschläge zu machen.

Die Entwicklung aller dieser Dinge mit der Gründlichkeit zu überwachen, die Preußens Interesse erforderte, wurde um so schwieriger, als es zur Erfüllung meiner Aufgabe von höchster Bedeutung war, die zahlreichen von mir angeknüpften persönlichen Beziehungen mit größter Sorgfalt zu pflegen. Ich begrüßte es daher dankbar, daß im November noch drei Offiziere zu meiner Unterstützung nach Paris kommandiert wurden, die Hauptleute Graf v. Schlieffen[2]) und v. Möller[3]) vom Generalstabe und Premierleutnant Steffen[4]) vom Infanterieregiment Nr. 28. Ich wies

[1]) Während des Krieges 1870 zuerst Souschef des Generalstabes des Kaisers Napoleon, dann Kommandeur des XII. Armeekorps und mit diesem bei Sedan kriegsgefangen.

[2]) Jetzt Generaloberst und Chef des Generalstabes der Armee.

[3]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandant von Magdeburg.

[4]) Zuletzt Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 99.

jedem dieser Offiziere ein besonderes Arbeitsfeld zu, wobei die Fragen, die zurzeit im Vordergrunde des Interesses standen, hauptsächlich ins Auge gefaßt wurden.

Indessen ging das Jahr zu Ende, ohne daß entscheidende Beschlüsse in der Frage der Armeereorganisation gefaßt wurden.

Ein Umschwung kam in diese Verhältnisse, als nach dem Rücktritte des Marschalls Randon der Marschall Niel am 20. Januar 1867 das Kriegsministerium übernahm. Damals vierundsechzigjährig, eine geistvolle, imponierende Persönlichkeit, aus dem Ingenieurkorps hervorgegangen, war er bei jeder Gelegenheit rühmlichst hervorgetreten, hatte vor Sebastopol erfolgreich die Angriffsarbeiten geleitet und sich bei Solferino den Marschallstab erworben.

Die Militärattachés, besonders der preußische, merkten sehr bald, daß mit ihm ein neuer Geist in das Kriegsministerium eingezogen war. Bisher konnte ich dort jederzeit vorsprechen und erhielt, wenn irgend angängig, auf Anfragen bereitwilligst Auskunft; jetzt wurden die Militärbehörden angewiesen, sich bei ihren Beziehungen zu den fremden Militärattachés der größten Vorsicht zu befleißigen, eine Maßregel, die die Erfüllung unsrer Aufgabe bedeutend erschwerte und uns namentlich zu einer sehr sorgfältigen Ueberwachung der Presse, besonders der Provinzialpresse, zwang.

Hier sei mir zu erwähnen gestattet, daß um diese Zeit Major Graf Welsersheimb zum österreichischen Militärattaché in Paris ernannt war. Ein hervorragend befähigter Offizier, während des Krieges 1866 in Italien Flügeladjutant des Erzherzogs Albrecht, wurde er mir von dem österreichischen Botschafter Fürsten Metternich zum Zweck erleichterter Orientierung in Paris empfohlen und blieb seitdem zu mir in unverändert nahen Beziehungen bis zum heutigen Tage. [1])

Marschall Niel beabsichtigte die Reihe der Reformen mit einer Reorganisation der Linieninfanterie zu beginnen. Unter Beibehaltung der bisherigen Friedensstärke war eins der drei Bataillone jeden Regiments

---

[1]) Graf Welsersheimb wurde drei Jahre später nach Berlin versetzt und vermochte nun, bei seiner genauen Kenntnis beider Armeen, vor Ausbruch des Krieges von 1870 sich eine wohlbegründete Ansicht zu bilden über dessen mutmaßlichen Ausgang. Vor Beginn der Feindseligkeiten zur Berichterstattung nach Wien berufen, vermochte er durch sein sicheres Urteil der Regierung seines Vaterlandes unschätzbare Dienste zu leisten, die ihm Kaiser Franz Joseph niemals vergessen hat.

Er wurde 1880 Landesverteidigungsminister, 1890 Feldzeugmeister. Er trat erst 1905 in den Ruhestand.

zur Auflösung bestimmt, um die übrigen Bataillone, deren Kompagnien bisher einschließlich Chargen nur etwa 50 Mann zählten, auf einen Stand zu bringen, der eine sachgemäße Ausübung des Dienstes ermöglichte. Bei der Mobilmachung sollten die dritten Bataillone neu formiert und alle Bataillone auf 1000 Mann statt der bisherigen 700 gebracht werden. Das ergab eine Verstärkung der mobilen französischen Infanterie um 90 000 Mann. Diese beabsichtigte Erhöhung war zweifellos nach preußischem Muster gedacht, aber ohne jedes Verständnis des Wesens unsrer Einrichtungen.

Der Nachteil der Neuformationen im Augenblicke der Mobilmachung, der in der früheren preußischen Landwehreinrichtung bestanden hatte, war gerade durch die Reorganisation beseitigt worden. Diese neue Einrichtung, die den bestehenden drei Bataillonscadres im Mobilmachungsfalle eine kompakte Masse gedienter Soldaten zuführte, hatte 1866 ihre Probe glänzend bestanden. Jetzt sollte in der französischen Armee der bis dahin ähnliche Mobilmachungsmodus durch die Aufnahme ebendessen, was bei uns beseitigt war, abgeändert werden. Denn die im Augenblick der Mobilmachung zu bildenden Neuformationen mußten aus Krümpern zusammengesetzt werden, die während siebenjähriger Dienstverpflichtung fünf Monate im Instruktionsdepot zuzubringen hatten und nach preußischen Begriffen kaum halbausgebildeten Rekruten entsprachen.

Dieses mangelhafte System konnte nur als ein Uebergangsstadium und Provisorium für das Jahr 1867 angesehen werden.

Da im übrigen zunächst jeder Reformversuch an der Unlust der alten Generale und dem Verständnismangel der Staatsmänner und Kammern scheiterte, so dachte man im Kriegsministerium am liebsten an die Möglichkeit einer Mobilmachung gar nicht und vertraute der für 1867 festgesetzten Ausstellung und dem neuen Minister des Auswärtigen, ehemaligen Botschafter in Berlin, Marquis de Moustier, daß sie diese höchst unangenehme Eventualität fernhalten würden.

Sollte nun aber im Laufe des Jahres 1867 dennoch eine kriegerische Verwicklung eintreten, so stand man vor der Wahl, entweder zu gewaltsamen, im Gesetz nicht vorgesehenen Ausnahmemaßregeln seine Zuflucht zu nehmen oder Gefahr zu laufen, mit bedeutend geringeren Kräften als der Gegner aufzutreten.

Der erste Fall, der aber nur bei einer Verteidigung des Landes oder einem sehr populären Kriege angenommen werden durfte, entzog sich gänzlich meiner Berechnung. Hielt sich dagegen die Regierung innerhalb der Schranken der Gesetze, so konnte das Kriegsministerium nach den von

mir angestellten sorgfältigen Berechnungen zufrieden sein, wenn ihm nach Rückkehr der Truppen aus Mexiko 235 000 Mann mit Sicherheit und in Wirklichkeit zur Verfügung standen.[1])

Als daher im Frühjahr 1867 infolge des Luxemburger Konfliktes der Ausbruch eines Krieges zwischen Preußen und Frankreich drohte, war ich in der Lage, die Gewähr dafür zu übernehmen, daß die französische Armee trotz ihrer fieberhaften Vorbereitungen nicht imstande sei, gegen Preußen Krieg zu führen.

In dieser Zeit, als der Marschall Niel die Aufstellung einer Feldarmee an der deutschen Grenze vorbereiten sollte, fragte ich auf einem Diner bei meinem Verwandten, dem Senator Baron Heeckeren, an dem außer mir nur noch Graf Goltz und der Staatsminister Rouher teilnahmen, den letzteren, ob die Ausstellung Fortschritte mache. Er erwiderte mir im Scherz, die Fortschritte würden besser sein, wenn nicht an der Ostgrenze ein Land läge, das unausgesetzt zum Kriege dränge und Frankreich in Alarm hielte. Außerdem sei das preußische Spioniersystem, namentlich im Elsaß, nicht gerade beruhigend. Dann ernster werdend, bat er mich dringend, meine alarmierenden Berichte einzuschränken, denn ich könne mir keine Vorstellung machen, wieviel Mühe er habe, ihre Wirkungen abzuschwächen. Außerdem möge ich dem Spioniersystem Einhalt tun.

„Ich bitte Sie, zu glauben, Herr Minister," erwiderte ich, „daß ich nicht zum Kriege hetze. Wer einmal einen Krieg gesehen hat, hütet sich davor. Aber damit ich Ihren Wunsch erfüllen kann, müssen Sie denselben

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 11. März 1867. — Wenige Tage nach Abgang dieses Berichtes erhielt ich ein Schreiben des Generalmajors v. Treskow, Generaladjutanten des Königs und Chefs des Militärkabinetts, die von mir in dem Bericht vom 11. März angegebene Stärke der französischen Feldarmee sei so erheblich niedriger als die bisherige Annahme, daß es bei der Wichtigkeit der bevorstehenden Entscheidung in dem Luxemburger Konflikt dem Könige dringend wünschenswert erscheine, meine Aufmerksamkeit noch einmal auf diese Differenz zu lenken und mich zur Angabe der Quellen aufzufordern, die mir als Grundlage für meine Berechnungen gedient hätten. — Dieses Schreiben veranlaßte mich, nach nochmaliger genauer Berechnung der Truppenstärken, zu der Erwiderung, daß nach meiner Ueberzeugung die in dem Berichte vom 11. März angegebenen Ziffern eher zu hoch als zu niedrig gegriffen seien.

Meine Berechnung ist im Herbst 1867 bei der Kammerdebatte über die Reorganisation der Armee durch den Staatsminister Rouher vollkommen bestätigt worden. Er versicherte, daß Frankreich im Frühjahr 1867, wenn es wegen der Luxemburger Frage zum Kriege gekommen wäre, nicht mehr als 225 000 Mann habe ins Feld stellen können.

Wunsch an Marschall Niel richten. Meine Pflicht — und Sie werden mir eine Versäumnis derselben wohl nicht zumuten — besteht darin, aufzupassen, daß wir nicht überrascht werden. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß seit einer Reihe von Monaten nicht ein einziger preußischer Offizier in irgendeiner außergewöhnlichen militärischen Sendung in Ihren Provinzen gewesen ist. Die den drei hierher kommandierten Offizieren von mir gegebenen Aufträge will ich Ihnen mitteilen. Der eine befindet sich augenblicklich in Lyon und überwacht die Transporte an Munition und sonstigen militärischen Bedürfnissen, die von dort täglich nach Metz gehen. Der zweite hat den Auftrag, in den Artilleriegarnisonen des Nordens die Einstellung der Augmentationspferde bei der Artillerie zu kontrollieren. Diese Pferde bei einem Ausmarsch der Artillerie herauszufinden, ist für einen Kenner nicht schwer. Der dritte meldet mir, daß Mac Mahon in Algerien seine Truppen an der Küste vereinigt, damit sie jederzeit eingeschifft werden können. Alle diese Beobachtungen lassen sich ohne die geringste Schwierigkeit anstellen. Sagen Sie mir, bitte, ob ich es unterlassen darf, hierüber nach Berlin zu berichten."

Bekanntlich hielt damals Moltke, von der Ueberlegenheit der deutschen Armee überzeugt, die Fortdauer unsrer Besetzung von Luxemburg für wünschenswert und sprach sich für Annahme der französischen Herausforderung aus. Ihm gegenüber waren der König und Bismarck für Erhaltung des Friedens. Mit Hilfe der Londoner Konferenz gelang es am 11. Mai 1867, den Luxemburger Streit zu beenden und den drohenden Krieg abzuwenden.

Damit war auch die Zeit meines schon verlängerten Kommandos bei der Botschaft in Paris abgelaufen.

Obgleich ich schon am 6. März zum Kommandeur des Königshusarenregiments Nr. 7 in Bonn ernannt war und mein Nachfolger, der Major im Generalstabe von der Burg,[1]) sich bereits seit Wochen in Paris befand, so hatte ich doch den Befehl erhalten, wegen Steigerung der Kriegsgefahr meinen Posten nicht zu verlassen. Jetzt sollte ich das Kommando meines Regiments übernehmen.

Besonders schwer wurde mir der Abschied vom Grafen Goltz, dessen staatsmännische Gaben und Leistungen mich in steigendem Maße mit Bewunderung erfüllt hatten; anfänglich mein Berater und Gönner, war er

---

[1]) Zuletzt General der Infanterie und kommandierender General des II. Armeekorps; lebt in Berlin.

mir ein treuer Freund geworden. Ich konnte nicht ahnen, daß seiner glänzenden Laufbahn so bald ein tragisches Ende beschieden sein, daß ich ihn nicht wiedersehen würde.[1])

Als ich mich am 4. Juni beim Könige, einen Tag vor dessen Abreise zur Ausstellung nach Paris, meldete, traf ich den Grafen Bismarck im Vorzimmer.

„Herr Oberst," sagte der Minister, „ich gratuliere Ihnen zur Uebernahme Ihres schönen Regiments. Ich habe Ihre Pariser Berichte mit großer Aufmerksamkeit gelesen."

Als ich mich stumm verbeugte, fuhr Graf Bismarck fort: „Ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Sie denken, der Ministerpräsident ist 1866 nicht kriegsscheu gewesen; warum war er es denn jetzt, wo er den Sieg sicher hatte? Das ist richtig. Kriegsscheu bin ich nie, wenn ich die Notwendigkeit für mein Vaterland erkenne, Krieg zu führen. Diese Notwendigkeit lag 1866 vor. Eine andre Möglichkeit, die jahrhundertealten Konflikte mit Oesterreich zu lösen, gab es nicht. Nachdem dies aber geschehen, wurde der Frieden ein ebenso unbedingtes Erfordernis. Denn ich kann nicht, nur weil Frankreich schwach ist, zu einem Kriege raten. Niemals werde ich zum Kriege herausfordern, weil wir die Stärkeren sind, und um die Gelegenheit zu benutzen, einen späteren Krieg vielleicht zu vermeiden. Ich trage dem Könige, dem Vaterlande und Gott gegenüber die Verantwortung für die schweren Opfer, die jeder Krieg dem Lande auferlegt."

---

[1]) Graf Goltz starb am 21. Juni 1869 zu Charlottenburg an Zungenkrebs.

Personenregister

A

B

C

D

R



S

T

U

V

W

Z







